

REZENSIONEN

Koch, Manfred: Rilke. Dichter der Angst. Eine Biographie.

Beck, München 2025, 560 S., 29 Abb., ISBN 978-3-406-82183-7.

Der im Jahr 2025 zu feiernde 150. Geburtstag Rainer Maria Rilkes findet selbstverständlich auch in Form von Publikationen seinen Ausdruck. Dabei sticht eine neue Biografie in besonderer Weise hervor, mit der Manfred Koch eine Gesamtwürdigung von Autor und Werk vorlegt. Er stellt Rilke als Dichter der Angst vor und damit als einen Schriftsteller, der als Repräsentant moderner Weltangst gilt, wie sie sich in einem der berühmtesten Verse eindrücklich zeigt: „Wer spricht von Siegen? Übersteht ist alles.“ (S. 13) Mit dieser Art von Weltangst war aber auch ein Umschlag verbunden, der sich einer notwendigen Überwindung der Angst immer bewusst wird. In diesem Rahmen lassen sich ungeachtet ihrer polaren Verschiedenheit die Prager Rainer Maria Rilke und Franz Kafka als die beiden bedeutendsten Angst-Autoren der deutschen Literatur betrachten (S. 95), beide von Kierkegaard als Theoretiker der Angst inspiriert und beide ein Selbstverständnis als ewiger Junggeselle pflegend (S. 188 f.), worin sich möglicherweise auch Varianten von Beziehungsangst erkennen lassen.

Rekonstruiert wird somit die bemerkenswerte Entwicklung Rilkes von erster schülerhafter Lyrik hin zu einer vollkommenen Übersteigerung der traditionellen deutschen Dichtersprache, was als Ergebnis einer jahrelangen Selbstdisziplinierung interpretiert werden kann (S. 68). Frühe Traumatisierungen durch die Mutter, Rilke litt „lebenslang an Muttervergiftung“ (S. 79), sowie durch die Militärschulen in St. Pölten und Mährisch-Weißkirchen bildeten zentrale Voraussetzungen für den Dichter Rilke. Tatsächlich verschmelzen rückblickend „die Stadt Prag, das Elternhaus und die Militärschulen zu einem einzigen großen Block der ‚Schwere‘.“ (S. 83) Denkfiguren des lebensweltlich-biografisch Furchtbaren bilden dabei eine Voraussetzung des literarisch-künstlerisch Fruchtbaren, was sich an Rilkes Umschlagfigur von Leid zu Lied (S. 83) genauso zeigen lässt wie an bestimmten Prägungen mütterlicherseits: die zwanghafte Erzeugung schönen Scheins, die Nobilitierungssehnsucht, die Verherrlichung von Leid, Versuche, ein Mädchen bleiben zu wollen als Kompensation der früh gestorbenen Schwester (S. 87). Rilkes Bedürfnis nach distinktierten Umgangsformen, die er vor allem im Adel fand mit seinem über Generationen anerzogenen „Sinn für Distanz und Diskretion“ (S. 269) entspringt somit nicht nur einem Bedürfnis nach Luxus und Abgrenzung (S. 270). Mit diesen biografischen Prägungen gelang eine Positionierung auf dem Feld der literarischen Moderne, auf dem Rilke zu einem der drei Gründerväter moderner deutscher Lyrik avancierte. Die beiden weiteren waren der Wiener Hugo von Hofmannsthal und der Münchener Stefan George, die gleichwohl als Erben eines konservativen Katholizismus in der gesellschaftlichen Modernisierung ein Übel erkannten (S. 96). Und ebenfalls gemeinsam war ihnen ihr Glaube nicht an eine Renaissance der alten Religion, sondern ihr Glaube eine neue der Kunst (S. 97).

Die zum Teil biografischen Prägungen finden bereits in das Frühwerk Rilkes Eingang, welches stark unter den Erfahrungen in Prag steht, so in der Erzählung „Die Geschwister“, die als eine Verschmelzung wahrer Mutterliebe mit dem Slawischen zu einem phantastischen Sehnsuchtsland gelesen werden kann (S. 91), oder als weitere Erzählung die das Thema großstädtischer Entfremdung bearbeitende „Frau Blahas Magd“ (S. 155). Oder man betrachte aus der frühen Lyrik das „Larenopfer“, eine Sammlung, mit der eine Historisierung Prags vorgenommen wird (S. 91), die kaum Blicke auf die Gegenwart zulässt und somit weder eine Auseinandersetzung mit dem problematischen Insel-Konstrukt (S. 94), wie es von Paul/Pavel Eisner und anderen behauptet wurde, noch eine Einordnung in das Konzept einer übernationalen Symbiose, so bei Max Brod oder Johannes Urzidil und auch Eisner erlaubt. Insofern ist die These, bei Rilke handele es sich um keinen Prager Dichter im Sinne einer Zugehörigkeit zur Prager deutschen Literatur nicht unbedingt von der Hand zu weisen, auch wenn Rilke bereits in Prag ein durchaus bekannter Dichter war, wovon die Veröffentlichungen auf Vermittlung der von Koch nicht erwähnten Hedda Sauer in der „Deutschen Arbeit“ genauso zeugen wie ein Stipendium (S. 152), das eben – auch das nicht ganz unwichtig – von der 1891 gegründeten „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“ vergeben wurde. Hier hätte man gerne mehr erfahren über die Kontakte Rilkes zu den Prager nationalkonservativen Kreisen, mit denen Rilke zumindest über August und Hedda Sauer in Kontakt stand.

Zwar liegen bereits in Prag einschlägige Prägungen und Erfahrungen für die spätere Konstitution des Dichters Rilke vor, aber ohne die eigentliche Schule des Schreckens 1902/03 in Paris, wo ja auch „Der Panther“ entsteht, so die These, gäbe es eben keine „Duineser Elegien“ (S. 98 f.), weshalb Kochs Biografie abweichend von der Chronologie mit einem Kapitel zu diesem ersten Paris-Aufenthalt einsetzt, auch wenn bereits zuvor 1896 eine Umformung von René Rilke zu Rainer Maria Rilke in Wolfratshausen unter dem Einfluss von Lou Andreas-Salomé erfolgte (S. 120) und die beiden Russlandreisen 1899 und 1900 als eine dichterische Initiation zu verstehen sind. Bereits ab 1900 zeigt sich bei Rilke ein wachsender Anspruch an die eigene Dichtung (S. 151), verbunden mit Schreibkrisen und langen Phasen des Verstummens, worin man eine weitere Affinität zu Franz Kafka erkennen kann. Zugleich war Rilke sehr viel rastloser als sein in Prag verbliebener Dichterkollege, dem es ja bekanntlich lange nicht gelang, dem Mütterchen Prag mit seinen Krallen zu entkommen. Rilke dagegen war häufig unterwegs, sein Leben war von ausufernden Reiseaktivitäten und ständigem Wechsel geprägt, wobei die Reisen zunächst in einer West-Ost-Richtung von Frankreich nach Russland, dann auf der Nord-Süd-Achse von Skandinavien bis Italien verliefen. Und auch auf dem Buchmarkt war Rilke zu Lebzeiten deutlich erfolgreicher als sein Prager Kollege, dem nicht nur die vielen Mäzenatinnen abgingen, von denen Rilke sein Leben lang profitierte, sondern der auch einem Brotberuf nachgehen musste. Rilke erreichte 1920 mit der „Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke“ eine Auflage von 200 Tausend, mit dem „Stunden-Buch“ 33 Tausend, mit den „Geschichten vom lieben Gott“ immerhin noch respektable 23 Tausend, nur die „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“, immerhin ein Schlüsselwerk der Moderne, verblieben

bei 17 Tausend Exemplaren (S. 316), für einen Roman sicher ein eher schwaches Ergebnis.

Dass auch Rilke nicht frei war von politisch betrachtet zumindest problematischen Einschätzungen, zeigt sich an den peinlichen „Fünf Gesängen“, die den Ersten Weltkrieg wenigstens anfänglich als „glühenden Gott“ (S. 330) feiern bis zur Deutung des Kriegsausbruchs als ein aufwühlendes Schauspiel, eine Art antike Tragödie (S. 331), aber auch später bei der Bewunderung für Mussolini (S. 469). Auf der anderen Seite wurde Rilke mit seinem übernationalen, eigentlich europäischen Habitus Ziel von politischen Polemiken, wie der Vorwurf des geistigen Landesverrats in der Zeitschrift „Der Türmer“ belegt (S. 463) oder das Zerwürfnis mit dem Verleger Anton Kippenberg angesichts einer mit Rilke gleichwohl nicht abgesprochenen Entsendung des Autors zur 3. Internationalen Tagung des PEN-Clubs in Paris 1925 als tschechoslowakischer Delegierter, selbst wenn die nationale Zuordnung durchaus korrekt war (S. 463). Kippenberg warf Rilke, der zuvor niemals an einem Kongress teilgenommen hatte, vor, im aktuellen Fall als deutscher Dichter ein Land zu vertreten, „dessen Regierung unsere Volksgenossen auf das brutalste ihrer elementarsten Rechte systematisch beraubt.“ (S. 463)

Rilkes Leben wird schließlich von der Mezzot-Einsamkeit im schweizerischen Wallis beschlossen (S. 398), literarisch betrachtet eine Phase höchster Produktivität mit der Vollendung der in Duino an der Adria begonnenen „Duineser Elegien“ und den „Sonetten an Orpheus“.

Abschließend bleibt die Überlegung, ob neben der detaillierten Darstellung von Beziehungen vor allem zu Frauen und neben den ausführlichen Textanalysen nicht auch die zentralen Kontexte wie eben die Situation in Prag um 1900, der Erste Weltkrieg oder die Nachkriegsordnung von 1918 als wichtige Rahmenbedingungen hätten stärker berücksichtigt werden müssen. Die biografische Rekonstruktion ist das eine, eine entsprechende Einbettung in den Zeitkontext das andere. Ungeachtet dessen wird man Manfred Kochs Biografie zu Rilke mit Gewinn lesen, lässt sie doch einen Künstler hervortreten, der sich sowohl von den Zeitläuften abzugrenzen trachtete, als er auch ein Repräsentant seiner Zeit, der literarischen Moderne, war.

Weimar/Jena

Steffen Höhne

Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg (Hg.): Illustrationen zu Franz Kafka.
Regensburg 2024, 223 S., ISBN 978-3-89188-148-4.

Der 100. Todestag Franz Kafkas löste 2024 erwartungsgemäß ein breites mediales Echo aus. Das anhaltende Interesse an seiner Person und seinem Werk spiegelte sich in einer fast unüberschaubaren Vielfalt an Publikationen, Konferenzen, Ausstellungen, Veranstaltungen und Produktionen unterschiedlichster Formate wider. Besondere Aufmerksamkeit fanden dabei Visualisierungsformate, die wie zum Beispiel im Film oder Comic niederschwellige, teils aber auch künstlerisch anspruchsvolle Zugänge ermöglichen. Ebenso setzten zahlreiche Ausstellungen – etwa in Berlin, München, Prag und Marbach – auf visuell-intermediale Vermittlung, um neue Perspektiven auf Kafkas Leben, Werk und Nachleben zu erschließen.

Einen sichtbaren Beitrag leistete hier auch das Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg (KOG), das in seiner Ausstellung „Illustrationen zu Franz Kafka“ vom 12. Oktober 2024 bis zum 12. Januar 2025 mehr als 160 Bilder, die meisten davon aus eigenen Sammlungsbeständen, präsentierte und begleitend dazu auch gleich einen opulenten Ausstellungskatalog herausgab. Kafka wird darin, wie Direktorin Agnes Tieze einleitend betont, als maßgeblicher Autor und Vermittler des östlichen Europas gewürdigt, dessen Werk einen enormen Reiz für bildende Künstler auszustrahlen vermag. Insbesondere treffe dies auf Künstler zu, in deren Biografien Flucht und Vertreibung eine Rolle gespielt habe (S. 7).

Der erste Teil des Katalogs widmet sich der tschechischen Rezeption Kafkas im Lichte seiner frühen Veröffentlichungen. Marek Nekula hat die wichtigsten Linien dieser aus deutscher Sicht leider immer etwas vernachlässigten Rezeptionsgeschichte, die auch eine Geschichte der Übersetzungen und Deutungen ist, anschaulich nachgezogen. Ausgehend von einigen grundlegenden Überlegungen zur Illustration als ein „hybrides Bildmedium“, in dem sich sowohl Textinhalte als auch künstlerische Traditionen spiegeln (S. 13), geht es Nekula vor allem um die Einordnung der frühen Kafka-Adaptionen in den Kontext ihrer zeitgenössischen Diskurse. Sein übersichtlicher und mit zahlreichen Beispielen bebildeter Abriss vermittelt, wie sich gerade in der frühen Phase der Rezeption ideologisch geprägte Lesarten formierten, deren Ausdruck eine jeweils eigene Bildästhetik bzw. visuelle Textgestaltung war. Erwähnt seien hier die zunächst in der linken Presse erschienenen ersten Übersetzungen Kafkas, die gleichsam mit Illustrationen im Stil der expressionistischen Prager Avantgarde gestaltet wurden, aber auch die Bemühungen des katholischen Verlegers Josef Florian, in dessen Umfeld zahlreiche Illustrationen mit religiös-metaphysischen Deutungsgehalten entstanden. Lesenswert sind Nekulas Ausführungen ebenso mit Blick auf zeitgenössische Strömungen der 1930er und 1940er Jahre, namentlich des Surrealismus und Expressionismus, die in der tschechischen Kafka-Rezeption großen Anklang fanden und noch in späteren Dekaden nachwirkten.

Den Begleittext zum Bildteil des Katalogs steuerte Sebastian Schmidt, Leiter der grafischen Sammlung des KOG und Kurator der Ausstellung, bei. Beginnend mit einem biografischen Exkurs über den Prager Autor („Der Autor und der Tod“ – was etwas irreführend klingt und inhaltlich wenig beiträgt) und einer kurzen Abhandlung zu Kafkas ablehnender Haltung gegenüber bildlichen Darstellungen seiner Texte (was angesichts der bildsuggestiven Sprache Kafkas eigentlich noch expliziert werden müsste), erläutert Schmidt das grundlegende Konzept der Ausstellung: Die Illustrationen sollen nicht als sekundäre Beigaben zum Kafka-Text, sondern als eigenständige künstlerische Schöpfungen betrachtet werden. Inwiefern dieser eigen schöpferische „Mehrwert“ in jeder Illustration eingelöst wird, bleibt freilich offen und letztlich dem Urteil aufmerksamer Bildbetrachtung überlassen.

Im Weiteren werden die Illustrationen – jeweils gruppiert nach ihren literarischen Bezugstexten bzw. Vorlagen – vorgestellt und detailliert beschrieben. Den Anfang bilden Portraits, die zumeist in Anlehnung an die mittlerweile ikonischen Fotografien des Autors Franz Kafka entstanden sind (Ausnahmen bilden hier Friedrich Feigl's Kafka-Bildnis und Oskar Kreibichs Portrait Max Brods). Es folgen Bild-

sammlungen unterschiedlichster Künstlerinnen und Künstler zu den einzelnen Erzählungen – allen voran „Das Urteil“, „Die Verwandlung“ und „In der Strafkolonie“ – und zu weiteren Referenztexten Kafkas.

Die hierfür ausgewählten Illustrationen beeindrucken allein schon auf Grund ihrer Anzahl und Vielfalt. Bei der Zusammenstellung konnte das KOG auf seine umfangreichen Sammlungsbestände zurückgreifen, und mit Leihgaben aus weiteren Archiven ergänzen. Einen prominenten Rang nimmt hier sicherlich der Illustrator Hans Fronius ein, der sich bereits seit den 1920er Jahren intensiv mit Kafkas Werk beschäftigt und dabei maßgebliche Impulse gesetzt hatte. Ohne Frage bildet Fronius mit 60 Exponaten einen substanziellen Schwerpunkt der Ausstellung. Doch auch andere Illustratoren wie Fritz Cremer, Gert Fabritius, Peter Grau, Marta Kremer, Hermann Naumann, Dana Pucharová, Pravoslav Sovak und viele mehr haben sich eingehend mit dem Prager Autor auseinandergesetzt, wie die Dokumentation belegt. Insgesamt sind Arbeiten von 24 Künstlerinnen und Künstlern zu betrachten – darunter auch kaum bekannte Werke, wie die Zeichnungen der heute nahezu vergessenen jüdischen Künstlerin Rosy Lilienfeld.

Die Vielfalt der Exponate in jeder Themengruppe macht ein vergleichendes und damit genaueres Betrachten unverzichtbar. Die von Schmidt zu jeder Illustrationsgruppe gegebenen Auskünfte bieten diesbezüglich einen ersten, sehr nützlichen Leitfaden durch das Bildmaterial. So werden Darstellungsweisen, Perspektiven und einzelne Motive erläutert und nötigenfalls Hinweise auf zugrundeliegende Textstellen gegeben – alles in allem ein behutsam heranzuführender und erhellender Begleittext, der auch Raum für eigene Entdeckungen lässt. Ebenso zweckmäßig sind die Bilduntertitel angelegt, die präzise, umfassend und kompakt alle wichtigen Bildangaben enthalten. Die Druckqualität der Abbildungen darf als insgesamt gut und angemessen bewertet werden, stößt jedoch zuweilen an ihre Grenzen, etwa wenn es um die Darstellung materieller Besonderheiten geht. In der Galerie zur „Strafkolonie“ finden sich zum Beispiel Illustrationen von Wolfgang Bier, in denen – in Analogie zu Kafkas Erzählung – der Prozess des Einritzens von Signaturen und Entzifferns von Schriftzeichen buchstäblich in die Tiefenschichten des Materials (Leder bzw. Metall) führt (S. 105 und 109).

Das Gros des dokumentierten Bildmaterials stammt aus den 1950er bis 1980er Jahren, wenngleich auch Arbeiten aus früheren Jahren (darunter einige der ersten Illustrationen überhaupt von Otto Coester, Hans Fronius, Alfred Kubin, Rosy Lilienfeld) und aus späteren Jahrzehnten (Zvato Zapletal, Karl Georg Hirsch, Jaromir 99) Eingang in den Band fanden. Bedauerlich ist in diesem Zusammenhang, dass die im Vorwort erwähnte Installation der Lovis-Corinth-Preisträgerin Ewa Partum „Letters to Milena, Franz Kafka (Fragment)“, die noch im Sommer 2024 im KOG ausgestellt wurde, im Katalog nicht berücksichtigt werden konnte. So erscheint vor allem die gegenwärtige Rezeption Kafkas merklich unterrepräsentiert – was sich konzeptionell mit dem Bemühen um eine sinnvolle Begrenzung des Ausstellungsumfangs nur hinreichend begründen lässt. Daran dürfte wohl auch der Hinweis auf den hausspezifischen Sammlungsfokus des KOG kaum etwas ändern.

Dennoch bietet der Katalog gerade in seiner Geschlossenheit eine einzigartige Werkschau, die sich angesichts des breiten Spektrums und der darin enthaltenen

Vielfalt künstlerischer Arbeiten durchaus als essenziell bezeichnen lässt. Wer sich mit den Anfängen und der Geschichte der Kafka-Illustration im 20. Jahrhundert genauer auseinandersetzen möchte, wird an dem Ausstellungskatalog nicht vorbeikommen.

Oldenburg

Ekkehard W. Haring

Beneš, Jakub S.: Dělníci a nacionalismus. Česká a německá sociální demokracie v Předlitavsku, 1890-1918 [Workers and Nationalism. Czech and German Social Democracy in Habsburg Austria, 1890-1918]. Translated by Aleš Valenta.

Academia, Praha 2024, 418 pp, ISBN 978-80-200-3538-7.

The recently published Czech translation of *Workers and Nationalism*,¹ by historian Jakub Beneš, about Social Democracy in Habsburg Austria, has provided an opportunity to revisit the book's content, recall its significance, reflect on its reception, and outline the possible directions of any future research. As the title indicates, Beneš's book is devoted to the relationship between nationalism and the Czech and German-Austrian Social Democratic movement in the final decades of the Austro-Hungarian monarchy. The joint international Social Democratic organisation broke up before the First World War, when the Czech Social Democrats left due to international disputes. As the author emphasises in the book's introduction, only the centralists remained faithful to headquarters in Vienna at the time, but they crashed in the election of 1911, winning merely around 10000 votes. His interpretation frequently refers conscientiously to earlier research, in particular the now already classic work of historian Hans Mommsen;² yet Beneš is in certain respects asking different questions and offering a different perspective.

Beneš does not simply focus on the view from the upper echelons of the party hierarchy, nor does he primarily analyse conflicts among the party leadership or the Marxist approaches to the question of nationality. Rather, he asks how ordinary workers in the party "came to embrace nationalism" (p. 13). Like the sociologist Rogers Brubaker and other theoreticians, then, he does not see nationalism as a given, but as a process that slowly acquired a certain dynamic. In this sense, he investigates the specific form of nationalism that made its mark within this movement, and the relationship between this development and the gradual democratisation of the political system in the monarchy's final years. He also analyses a broad range of sources, from archival through period pamphlets or party fiction to ego-documents. Beneš's book, then, is not concerned solely with the issue of nationalism among the ranks of the Austrian Social Democratic movement; it also contributes to the analysis of internal party culture and the influences that gave it shape, and last but not least, analyses the question of mobilising adherents and ordinary party members and their involvement in the direction of the entire party.

¹ Beneš, Jakub S.: *Workers and Nationalism. Czech and German Social Democracy in Habsburg Austria, 1890-1918*. Oxford 2017.

² Mommsen, Hans: *Arbeiterbewegung und Nationale Frage*. Göttingen 1979.

The English original was highly readable; in more than gratifying news, the Czech translation is also very good, which still cannot be taken for granted under Czech conditions. The book is divided into six chapters, which are ordered chronologically; however, each chapter focuses thematically on different phenomena. In Chapter One, the author considers the emergence of Social Democracy as a mass political party in the late 1880s and early 1890s. By analysing party poetry and prose, he discusses the formation of “a poetic organisation” that, along with the inspiration of Christian narratives, shaped the party in the years to come. In the second chapter, which has the chilling title of “Exclusion from the Nation”, Beneš turns the spotlight on the second half of the 1890s. At this time, Czech Social Democrats used an anti-state rights declaration to define themselves in opposition to other Czech parties, who emphasised the historical state law of the Czech Lands, and thus integrity of the Czech Lands, during the negotiations on national equality. The author argues that the identity of both Czech and German Social Democrats at that time was formed precisely because they felt excluded from the nation.

In the third chapter, Beneš turns his attention to the mass demonstrations of 1905, which resulted in the introduction of universal and equal suffrage for men, the great (and joint) success achieved by Czech and German Social Democrats. At the same time, this victory was also perceived as the seed of future happy tomorrows in connection with the already-mentioned religious influences. In the fourth chapter, which can be viewed as pivotal, he shows however that the Social Democrats, as well as pursuing class politics, began to position themselves at the head of their nation, and ultimately to elevate their own national cultures over that of others. While the Czech Social Democrats did this by appropriating the figure of the mediaeval religious reformer Jan Hus, the German-Austrian Social Democrats celebrated Friedrich Schiller, who could also demonstrate links to the greater German area. In the penultimate chapter, Beneš looks at the “logics of separation”, which resulted in the lion’s share of Czech Social Democrats seceding from the previously federalised international party. The final chapter discusses the fortunes of Social Democratic parties during the First World War. Beneš describes the gradual radicalisation of their rank-and-file members, which he uses to outline the impetus for post-war development.

As Beneš himself emphasises in the book’s conclusion, the demonstrations of 1905, when the national language gradually began to gain ground via social action, were crucial for his interpretation. Beneš directly states that “[t]he act of seizing the reins of the nation was also a retreat from proletarian internationalism.” (p. 377) However, he highlights that Social Democracy germinated nationalism of a sort different to the dominant strain in other political currents of the time. Social Democrats, then, were “proffering a different meaning of the nation and loyalty to it – rooted not in cross-class solidarity and deference to national economic and cultural elites, but rather in the political and cultural power of the ‘oppressed classes’” (p. 377). Beneš also calls attention to the role of the movement’s ordinary adherents. He argues that, while they might have overwhelmingly followed the leadership, the mere focus on the party elites is not, he feels, in itself enough to fully explain the party’s direction. It is therefore necessary to investigate the party from below, and

not just its upper echelons. Beneš believes that the party's political culture was formed by "dialectical exchange between these influences, with momentous social political events tilting or reshuffling the balance between them." (p. 379) Related to this, of course, is the question of the political mobilisation of their adherents, where it is not possible to talk of either lack of interest in political events on the part of the wider public, or of their permanent political engagement. As Beneš himself states, "[c]ontingent events crystallise political convictions and galvanise mobilisation among the popular classes" (p. 380), such as precisely those of 1905.

The book was received positively by reviewers on publication in 2017. They appreciated the author's approach to the issue, in which he connected a fruitful research question supported by theoretical concepts to a rich base of sources. The authors agreed that, as a whole, the book constitutes an important contribution to the history of the Austrian monarchy and the central European workers' movement.³ Numerous complaints in otherwise laudatory reviews referred to two things in particular. The historian Lukáš Fasora of Masaryk University in Brno valued the sources cited by the work, but highlighted that Social Democracy was, prior to the First World War, a very heterogeneous movement in terms of opinion despite the proclaimed internal unity and party discipline. Beneš's thesis might also in particular be complicated by the view of the more international left-wing parties, concentrated around Vienna, Liberec (Reichenberg), Kladno and Hodonín. "Beneš's preference for central archives and periodicals results in misrepresentation, particularly of the extreme positions in the Social Democratic polyphony," Fasora argued. As he also added, the book regards as peripheral the motives of the so-called centralists who remained loyal to the party's Viennese leadership.⁴

Secondly, some reviewers pertain to the book's chronological demarcation of the end of the First World War. Peter Bugge of Aarhus University, for example, observed that the final chapter about the First World War is sketchier than the rest and, although Beneš otherwise successfully refers to the secondary literature published so far, an important monograph by the Czech historian Zdeněk Kárník is not mentioned.⁵ Jakub Rákosník of the Faculty of Arts, Charles University Prague, directly raised the question of post-war development, which could put several of the work's theses in a different light. "I assume that, if [the author] had had the courage to extend his interpretation to at least 1920, the situation arising from the sudden trans-

³ See, for example: *Körner*, Axel: Workers and Nationalism: Czech and German Social Democracy in Habsburg Austria, 1890-1918 by Jakub Beneš. In: *The English Historical Review* 134 (2019) 566, 248-250; *Rozenblit*, Marsha L.: Workers and Nationalism: Czech and German Social Democracy in Habsburg Austria, 1890-1918 by Jakub S. Beneš. In: *Slavic Review* 77 (2018) 2, 465-468, and *Stegmann*, Natali: Workers and Nationalism. Czech and German Social Democracy in Habsburg Austria, 1890-1918 by Jakub S. Beneš. In: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 67 (2019) 4, 654-656.

⁴ *Fasora*, Lukáš: Jakub S. Beneš, Workers and Nationalism. German Social Democracy in Habsburg Austria. In: *Střed* 9 (2017) 1, 119-122, here 121.

⁵ See *Bugge*, Peter: Workers and Nationalism: Czech and German Social Democracy in Habsburg Austria, 1890-1918 by Jakub S. Beneš. In: *The Hungarian Historical Review* 7 (2018) 1, 155-158, here 157, and *Kárník*, Zdeněk: *Socialisté na rozcestí*. Habsburk, Masaryk, či Šmeral [Socialists at the Crossroads. Habsburg, Masaryk, or Šmeral]. Prague 1996.

formation in position of Czech and German nationalism would provide an excellent contrast to his interpretation of the previous decades,” he stated directly.

However, it is appropriate to elaborate on these remarks, not because they diminish the contribution of Beneš’s book, but rather because they will enable us to consider the opportunities for further research. The post-war history of Czech and Czech-German Social Democracy mentioned by Rákosník certainly indicates, firstly, the type of waves in which nationalism was gaining ground. However, the foundation of the Communist Party of Czechoslovakia in 1921 also points to the fact that nationalism was weakening, as well as to the desire of the lion’s share of members to unite with a significantly radical and centralised party that was also more international. Support for the newly founded Communist Party was frequently unevenly concentrated in individual, regional party organisations, which highlights not only the earlier radical left tradition within the party, but also emphasises, again, the role played by the party leaders. Most of the members in individual areas followed them directly. As it was a different era, radicalised by war and post-war experiences, the question arises of whether the Czech centralists would have failed so spectacularly in 1911 if more of the leading officials had remained within their ranks.

Beneš certainly succeeds in skilfully balancing the perspectives of the higher officials and the grassroots. Nevertheless, there is space to rethink this tension and to explore it from various angles. The party’s internal culture, built from inside the movement and from the bottom up, drew a great deal of inspiration from Christianity. However, as even Beneš indicates, the culture’s rich sources frequently conflicted with each other. The culture was accompanied by a fascination with contemporary science, which was illustrated by the popular encyclopaedia genre. This science included contemporary social Darwinism and the vogue for mysticism, the temperance movement and the popularity of alcohol. Members’ imaginations created their own literature, but now-forgotten novels, both domestic and in translation, were also very popular. In future it would be appropriate to turn special attention to the specific milieu of mid-ranking and senior party officials, as reflected in the forms and course of party congresses and polemics in the newspapers. It was possible to observe increasing levels of education among the ranks of members, as well as a generational change. This was where Marxist doctrine mingled with the aims of realpolitik, the desire for party unity and the gradual shaping of currents of opinion.

At the same time, it is worth noting that, after the First World War, Czech-German relations also continued within Social Democratic parties. Further investigation of their forms, dynamics and limits within the party’s upper and lower echelons would certainly also be productive. Although the two parties existed side by side in Czechoslovakia, the split of 1911 described by Beneš was still not definitive even here: alongside the wariness and lack of understanding, increasing collaboration was also evident, including in the joint party congress of 1928. The German-Czech partnership in what was known as Red Vienna is also yet to be the subject of more detailed research. Here the local Czech Social Democratic minority gradually united with its Austrian counterpart, while the party had a Czech representative in the city council as late as the 1950s.

In conclusion, it is fitting, from the Czech and the Czech-German perspective, to highlight that Jakub Beneš works with these two linguistic and cultural milieus as a whole. While he may follow the disintegration of the earlier Czech-German party, his interpretation successfully interlinks and gives equal weight to the stories of both components. “Although irreversibly severed from each other during and after the Second World War,” Beneš argues, already in more general terms, “the histories of both nationalities up to that point exhibit strikingly similar dynamics and warrant their inclusion in the same world-historical region” (p. 381). This approach, which researches certain phenomena and gives them equal weight across the ethnic boundaries of the Czech Lands, is however still not a guarantee in Czech historiography. This is precisely why it is possible to hope that this translation of Beneš’s book will also contribute to similar research into many other themes beyond the scope of the history of the labour movement.

Prague

Jakub Vrba

Vrba, Jakub/Rákosník, Jakub/Melichar, Bohumil/Dolejský, Martin: „Došlo na slova komunistů“. Edice meziválečného komunistického tisku [„Die Kommunisten haben recht behalten“. Edition der kommunistischen Presse der Zwischenkriegszeit].

Filozofická fakulta Univerzity Karlovy, Praha 2024, 530 S., ISBN 978-80-7671-128-0.

Mit dieser Quellenedition, deren Titel (etwa „Die Kommunisten haben recht behalten“) einer der abgedruckten Quellen entnommen ist, stellen sich vier tschechische Historiker einer doppelten Aufgabe: Einerseits diskutieren sie, was dem althergebrachten Genre der Quellenedition heute noch abzugewinnen ist. Andererseits wenden sie sich einem Thema zu, das in den letzten Jahrzehnten eher in den Hintergrund getreten ist: dem Pressewesen der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (KSČ) in der Ersten Tschechoslowakischen Republik (ČSR).

Der Textedition, die auf fast 380 Seiten knapp 100 (teilweise gekürzte) Artikel aus der Zeit von 1918-1938 versammelt, wurde eine umfangreiche Einleitung vorangestellt, die nicht nur in die historischen Rahmenbedingungen einführt, sondern auch konzeptionelle Probleme diskutiert. Die Herausgeber stellen die Frage, ob eine Quellensammlung in Zeiten online zugänglicher Digitalisate von Quellen überhaupt noch eine Daseinsberechtigung hat. Nicht ganz überraschend wird diese Frage mit dem Hinweis auf die notwendige kritische Einbettung der Quellen mit einem Ja beantwortet (S. 11). Dass sie die kommunistische Presse für ein interessantes und auch aktuelles Untersuchungsobjekt halten, begründen sie wie folgt: „Wir haben eine Sammlung der Propagandainstrumente einer Bewegung vor uns, der es in der Zwischenkriegszeit, einer Zeit des freien Wettbewerbs der verschiedensten politischen Parteien, gelang, eine so große Masse der Wählerschaft zu mobilisieren, dass sie stabil zu den größten Playern bei Wahlen zählte.“ (S. 11)

Die Artikel und ihre Inhalte sollen also danach befragt werden, wie sie als „Mobilisierungsinstrumente für die Formierung einer radikalen Antisystembewegung“ (S. 13) funktionierten, was an ihnen trotz ihrer Phrasenhaftigkeit ansprechend wirkte. Hier sehen die Herausgeber auch die Aktualität der Texte, denn die „Argumente

der mannigfaltigen heutigen Antisystembewegungen mögen in den Augen des Wissenschaftlers, wie in den Augen des relativ prosperierenden Teils der Gesellschaft als unsinnig erscheinen und gegen den gesunden Menschenverstand gehen“ (S. 13 f.), sie trafen aber doch auf ein Echo. Ob dieses Echo auch heute noch, wie das Autorenkollektiv für die Zwischenkriegszeit annimmt, mit einer „Hoffnung auf ein besseres Leben“ (S. 14) zusammenhängt, und nicht eher mit der Hoffnung darauf, dass es anderen zumindest schlechter geht, muss hier offenbleiben.

Nach dieser allgemeinen Bestimmung des Ziels ihrer Publikation diskutieren die Autoren die Ausrichtung älterer Quellensammlungen zur KSČ und rekonstruieren, wie diese dem jeweiligen Zeitgeist entsprachen. Wurden nach 1945 die Texte glorifizierter Parteipolitiker oder solche zu zentralen Weichenstellungen auf Parteitag dokumentiert (deren jeweilige Gewichtung sich nach der Temperatur des Tauwetters änderte), kamen später, in den 1990er Jahren, Sammlungen von auch journalistischen Texten undogmatischer Linker hinzu (S. 22). An letzteren Sammlungen orientiert, soll nun die „spezifische Rolle der Presse in den Parteiaktivitäten“ illustriert werden, mit dem Anliegen, die „zeitlich bedingte Mentalität ihrer Produzenten zu skizzieren“ (S. 23). Dazu gelte es die Artikel der kommunistischen Presse einer „Neulektüre“ zu unterziehen, „die die Vielschichtigkeit und die Komplexität des historischen Kontextes“ (S. 23) berücksichtige.

Um diesen Kontext abzustecken, folgt dann eine kurze Einführung in das Pressewesen der KSČ der Zwischenkriegszeit. Zentrale Fragen wie die des Verhältnisses von Partei und Zeitungen oder der Wirkung der staatlichen Zensur werden behandelt, die Rolle der Leser und Leserinnen, sowie die der illegalen Aktivitäten der Partei. Dabei weisen die Herausgeber immer wieder auf die Vielfältigkeit der kommunistischen Presselandschaft hin, nicht nur was die Akteure betrifft, denen eine kleine Typologie gewidmet ist, sondern auch, was die Typen von Zeitungen und Zeitschriften sowie die Mehrsprachigkeit der Quellen angeht. Bekanntlich war die KSČ die einzige übernationale Partei der ČSR, und so gab es neben den tschechischen und slowakischen Publikationen auch deutsche, polnische, ungarische und ukrainische. Diese Vielfalt wurde zusätzlich durch die bunte Mischung von Genres verstärkt, denen sich die einzelnen Artikel der Quellensammlung zuordnen lassen: Parlaments- und Wahlkampfreden stehen neben außen- und innenpolitischen Kommentaren, Berichte über Fahrten der Parteijugend neben Glossen und theoretischen Abhandlungen zu Kunst und Geschichte, berühmte Autoren wie Julius Fučík oder Stanislav K. Neumann neben unbekannten lokalen Parteifunktionären oder Einsender:innen von Leserzuschriften.

Die Ordnung nach einer zweifachen Struktur hilft, der großen Menge der Quellen Herr zu werden: Zunächst wurden die Artikel chronologisch in Phasen der Parteientwicklung eingeteilt, wobei das Autorenkollektiv der bisherigen Geschichtsschreibung folgt. Die erste Phase erstreckt sich von der Gründung der Partei 1921 bis zum III. Parteitag 1925, auf dem die Bolschewisierung der Partei begann, die zweite bis 1929, als auf dem V. Parteitag dieser Prozess mit der Wahl Klement Gottwalds zum Parteichef abgeschlossen wurde. Die stalinistische Linie der dritten Phase, die sich an der Sozialdemokratie und dem tschechoslowakischen Staat abarbeitete, wurde 1935 mit dem VII. Kongress der Komintern korrigiert, auf dem die antifaschistische

Volksfrontpolitik beschlossen wurde. Diese vierte Phase dauerte dann bis zur Zerstörung der Republik im Jahr 1938.

Darüber hinaus wird jeder Artikel einem oder mehreren von neun Themengebieten zugeordnet, die das Autorenkollektiv als zentral für die Parteipropaganda identifiziert hat: die soziale Frage, die Haltung zum Staat, zu Krieg, die Nationalitätenfrage, die Sicht auf Religion, auf die Jugend, das Verhältnis von Frau und Partei, Überlegungen zu Kultur und Freizeit sowie die Präsentation der sowjetischen Utopie. Das gibt dem Quellenteil auch eine inhaltliche Struktur. Die Positionswechsel der Partei zu den einzelnen Gebieten während der verschiedenen Phasen werden zunächst in kurzen Kapiteln diskutiert, die Zuordnung der einzelnen Artikel macht eine gezielte Lektüre möglich. Zudem gibt es ein Namensregister.

Auf diese Weise gerüstet, kann man die Quellensammlung in Angriff nehmen. Die Quellen wurden bis auf die slowakischen Texte ins Tschechische übersetzt, die nicht übersetzten Texte behutsam orthografisch der heute gängigen Praxis angepasst und mit einem umfangreichen Anmerkungsapparat versehen, der die zum Textverständnis notwendigen Hintergründe zu Personen, politischen Bewegungen und Ereignissen liefert. Manchmal schießt das allerdings auch übers Ziel hinaus: Ob Namen wie Adolf Hitler oder Karl Marx wirklich einer recht allgemein gehaltenen Fußnote bedürfen, sei dahingestellt. Darüber hinaus schleichen sich hier durch die Kürze bedingt fast unvermeidbar Ungenauigkeiten ein: So trat zum Beispiel Marx nicht schon in Bonn mit den Junghegelianern in Kontakt (S. 60), sondern erst während seines Studiums in Berlin.¹ Die schiere Anzahl der Fußnoten bringt dann auch so amüsante Fehlleistung hervor, wie die, dass die zu erklärende „Liga proti imperialismu“ in der Fußnote plötzlich zur „Liga proti internacionalismu“ wird (S. 280). Fraglich ist auch, ob eine Erklärung zentraler Begriffe der Marxschen Theorie wie Mehrwert oder Klasse in drei Zeilen einer Fußnote der Sache gerecht wird (S. 193 f.). Hier wäre vielleicht weniger mehr gewesen.

Aber das mögen beckmesserische Bemerkungen sein, denn der Anmerkungsapparat leistet gute Dienste bei der Erschließung der Quellen. Deren Auswahl ist gelungen, in ihrer Vielfalt lassen die Texte die einzelnen Themengebiete und ihre Entwicklung plastisch vor Augen treten. Das Autorenteam hat eine repräsentative, durchdacht strukturierte und umsichtig kommentierte Quellensammlung vorgelegt, die für die Beschäftigung mit der KSČ der Zwischenkriegszeit sehr nützlich sein wird. Sie vereinfacht nicht allein den Zugang zu einem breiten Spektrum an Quellen. Dank ihrer Konzeption und Struktur kann sie den Fokus auf andere als nur die „klassischen“ Themen einer Parteiquellensammlung lenken. Die Hoffnung allerdings, die die Autoren im Vorwort äußern, dass ihr Werk nicht nur ein Beitrag zur fachhistorischen Diskussion, sondern auch einer für ein breiteres Lesepublikum sein möge (S. 14), erscheint angesichts einer über 500-seitigen Sammlung wohl als sympathisches Wunschdenken.

Prag

Florian Ruttner

¹ Vgl. *Heinrich*, Michael: Karl Marx und die Geburt der modernen Gesellschaft. Biographie und Werkentwicklung. Erster Band. Stuttgart 2024, 176 f.

Ratajová, Jana: Vielleicht sehen wir uns heuer im Sommer in Prag. Snad se uvidíme letos v létě v Praze. Dopisy archeologa a obchodníka s uměním Ludwiga Pollaka archeologovi Wilhelmu Kleinovi a historikovi Josefu Šustovi [Briefe des Archäologen und Kunsthändlers Ludwig Pollak an den Archäologen Wilhelm Klein und den Historiker Josef Šusta].

Scriptorium, Dolní Břežany 2025, 434 S. (Manu propria maior 2), 82 schw.-w, farb. Abb., ISBN 978-807-6490-642.

Ludwig Pollak (1868-1943) zählt zu den bedeutendsten Persönlichkeiten der europäischen Archäologie und Kunstgeschichte Ende des 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Als Kenner der Antike, Entdecker und Kurator wichtiger Sammlungen überwand er die Grenzen zwischen der tschechischen, österreichischen und italienischen Kultur. Bekannt wurde er vor allem durch den Fund des fehlenden Arms der Laokoon-Skulpturengruppe, doch war sein Wirken weitaus vielfältiger. Jana Ratajová verfolgt mit ihrem Buch das Ziel, auf der Grundlage der Korrespondenz Pollaks dessen Position zwischen Prag, Wien und Rom sowie seinen Beitrag zur Archäologie und zum Museumswesen zu erfassen. Zugleich untersucht sie, wie Pollaks jüdische Identität sein Leben in Zeiten des wachsenden Antisemitismus beeinflusste.

Ludwig Pollak wurde am 14. September 1868 in eine Prager jüdische Familie hineingeboren. Über seine Mutter war er mit dem sephardischen Zweig der Prager Juden verbunden. Er wuchs im Milieu des ehemaligen Prager Ghettos in einem frommen Umfeld auf, das die Erinnerung an bedeutende Rabbiner bewahrte, zu denen auch der legendäre Rabbi Löw gehörte. Das prägte seine zweifache Identität: die feste Verbindung mit der jüdischen Tradition auf der einen Seite, und die Bildung im deutschen Kulturkreis auf der anderen. Die Familie legte Wert auf Bildung, auf Literatur und auf die Pflege von Erinnerung, was sich später in Pollaks Sammelleidenschaft für Bücher, in seiner Korrespondenz und seiner außerordentlichen Erinnerungsfähigkeit widerspiegelte. Nach Abschluss des deutschen Gymnasiums in Prag ging Pollak zum Studieren zunächst an die Prager, dann die Wiener Universität. Hier besuchte er das Seminar des bedeutenden Archäologen Alexander Conze, wo er sich mit der modernen Methodologie der klassischen Archäologie vertraut machte. Noch zu Studienzeiten begegnete er hier auch führenden Antiquitätensammlern und lernte die Authentizität antiker Werke zu erkennen – diese Kennerschaft der Materie wurde später zur Grundlage seiner beruflichen Laufbahn. In Wien erlangte er die Doktorwürde in klassischer Philologie (1893) und reiste als Stipendiat der österreichischen Regierung nach Griechenland und Italien. Diese Studienreise wurde zu einem Wegzug für das ganze Leben, sein Reiseziel schließlich zu seinem verhängnisvollen Aufenthaltsort. Rom war für Pollak die Stadt, in der sich das Gedächtnis der Antike, der Renaissance und des Barocks konzentrierte, und wo er seine Deutschkenntnisse wie auch sein ausgezeichnetes Italienisch nutzbringend einsetzen konnte. Ab 1894 beteiligte er sich als Stipendat des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom (D.A.I.) an den dortigen Forschungsarbeiten; zum regulären Mitglied des D.A.I. wurde er 1909 ernannt.

Pollaks Fähigkeit, die tiefe Kenntnis antiker Texte mit der Praxis des Händlers zu vereinbaren, prädestinierten zum Vermittler zwischen Sammlern und Museen. Er arbeitete mit Sammlern wie dem russischen Großfürsten Sergej Stroganov, dem dänischen Industriellen Carl Jacobsen und dem amerikanischen Finanzier J. P. Morgan zusammen. Im Jahr 1900 begann er mit der Publikation von Fachtexten zur antiken Goldschmiedekunst, womit er sich als Wissenschaftler etablierte. 1905 gelang Pollak die Entdeckung, die ihn berühmt machen sollte: In einer römischen Steinbildhauerwerkstatt erwarb er das Fragment eines marmornen Armes, den er als den fehlenden Teil der berühmten hellenistischen Skulpturengruppe des Laokoon und seiner Söhne aus den Vatikanischen Museen identifizierte. Das Fragment stimmte mit Michelangelos früherer Annahme überein, der Arm sei nach hinten gerichtet und der Ellenbogen gebeugt gewesen. Pollak informierte die vatikanischen Kuratoren über seine Entdeckung. Er schenkte sie 1906 dem Vatikan, obwohl er sie sicherlich gut veräußern hätte können, war er doch als Händler auf dem internationalen Kunstmarkt tätig. Der Arm verblieb bis 1957 in den Museumsdepots, bevor er nach Expertenanalysen der Skulpturengruppe angefügt wurde, wobei sich herausstellte, dass die Öffnung für den Zapfen genau passte. Somit bestätigte Pollaks Geschenk die Hypothese Michelangelos und trug zur Restitution von einem der bedeutendsten Werke der antiken Kunst bei.

Pollaks intellektueller Horizont reichte weit über die Archäologie hinaus, so betraf seine bekannteste Freundschaft Sigmund Freud. Freud sah in den antiken Statuetten symbolische Objekte psychoanalytischer Interpretation. Neben dieser Freundschaft pflegte Pollak Kontakte mit dem Kunsthistoriker Wilhelm Bode, der ihn mit dem Ankauf von mittelalterlichen Werken für das Berliner Museum (heute Bode-Museum) betraute. Für den Sammler Baron Giovanni Barracco in Rom übernahm er die systematische Suche wie auch den Ankauf von Artefakten. Unter seiner Leitung wurde Barracos Museum zum gesuchten Zentrum für das Studium der Antike und hier befindet sich auch Pollaks Nachlass.

Pollak war Teil der europäischen Elite, gab aber die Verbindung zu seiner jüdischen Identität nicht auf. Zugleich faszinierte ihn das deutsche Kulturerbe, namentlich das Werk Johann Wolfgang von Goethes. Er plante, eine bilinguale Edition dieses Werks für jüdische Leser herauszugeben, um die deutsche Literatur mit der jüdischen Gelehrsamkeit zu verknüpfen. Dieses Bestreben reflektiert Pollaks Bemühung, Brücken zwischen den Kulturen zu schaffen und Stereotypen zu überwinden.

Pollaks Tagebücher halten fest, wie schwer dieser an dem wachsenden Antisemitismus trug und wie empfindlich ihn die nationalsozialistische Politik traf. Aus seinen Aufzeichnungen geht hervor, dass er entschlossen war, die akademische Integrität in der Zeit des Faschismus zu verteidigen. Für ihn als in Italien lebenden Juden veränderte sich die Lage 1938 mit der Annahme der sogenannten Rassengesetze dramatisch. Der Zugang zu öffentlichen Bibliotheken und Galerien war ihm verwehrt, seiner beruflichen Tätigkeitsfelder beraubt, sah er sich gezwungen, einen Teil seiner Sammlung zu verkaufen. Dennoch weigerte er sich, Rom zu verlassen, und glaubte, dass seine Stellung als anerkannter Gelehrter ihn schützen würde. Doch bei der Großrazzia vom 16. Oktober 1943, die als „Sabato nero“ in die Geschichte

einging, wurden Pollak und seine Familie verhaftet. Obwohl ihm Freunde aus dem Vatikan ein Versteck anboten, lehnte er ab. Angeblich erklärte er, dass er nicht fliehen wolle und das Schicksal seines Volkes zu teilen gedenke. Seine Ehefrau Julia und seine Tochter Susanna wurden in das Frauenlager des Konzentrationslagers Birkenau deportiert. Beide wurden ermordet. Pollak und sein Sohn Wolfgang starben kurz nach der Ankunft in Auschwitz. Pollaks Tod, dem er hätte entgehen können, was ihm seine moralischen Überzeugungen aber nicht erlaubten, hat Hans von Trotha in seinem Roman „Pollaks Arm“ von 2021 literarisch verarbeitet.

Der faszinierenden Biografie von Pollak widmet Jana Ratajová die einführende Studie ihres Buches. Im zweiten Teil folgt dann die Edition der Korrespondenz Pollaks mit dem Archäologen Wilhelm Klein (1850-1924) und dem Historiker Josef Šusta (1874-1945). Bei Klein hatte Pollak an der deutschen Karl-Ferdinands-Universität in Prag studiert, sie blieben, wie die Briefe belegen, lange Jahre in Kontakt. Die Korrespondenz mit Šusta umfasst ganze 43 Jahre, zwischen 1897 und 1940 schrieben sich die beiden, wobei sie sich über historische Ereignisse, darunter die Jahrhundertwende und beide Weltkriege, austauschten. Natürlich ging es auch um Fachliches – vor allem die klassische Archäologie –, um die Forschung, das Kulturleben. Damit bildete diese Korrespondenz eine wertvolle Quelle für die Analyse akademischer Netzwerke und für den Wissenstransfer innerhalb der Habsburgermonarchie bzw. der Tschechoslowakei und darüber hinaus.

Ratajová's Buch ist als zweiter Band der Edition *Manu Propria Maior* erschienen, einer Reihe, die den Ehrgeiz hat, handschriftliche Ego-Dokumente zu publizieren und überhaupt für die Historiografie lohnenswerte Handschriften in editorischer Form bereitzustellen. Die Anmerkungen zu Edition und Übersetzung, ergänzt um ein Sachregister und Illustrationen, bilden daher einen integralen Bestandteil des Buches. Hervorzuheben ist, dass die Originaltexte der Briefe Pollaks in deutscher Sprache und eine neu angefertigte Übersetzung ins Tschechische publiziert wurden. All das ist editorisch vorbildlich gemacht und setzt einen Standard, den die Reihe hoffentlich halten kann.

Die hochwertige Publikation von Jana Ratajová präsentiert Ludwig Pollak als komplexe Persönlichkeit, die zwischen Wien und Rom, zwischen Wissenschaft und Handel, zwischen jüdischer Tradition und deutscher Kultur stand. Als Archäologe, Händler und Kurator gelang es Pollak, antike Artefakte zu entdecken und zu interpretieren. Als Kulturvermittler konnte er die intellektuellen Milieus von Prag, Wien und Rom verknüpfen. Als Sammler baute er eine Bibliothek und ein Archiv auf, das noch heute der Forschung dient. Sein Schicksal ist jedoch zugleich Erinnerung an die Tragödie, die Faschismus und Nationalsozialismus den europäischen Juden brachten. Pollaks Tod in Auschwitz führt der heutigen Zeit vor Augen, dass weder Prestige noch Ruhm vor einer Politik schützen können, die zur Vernichtung entschlossen ist.

Pánek, Tomáš: Kleiό v bouři. České dějepisectví a jeho soupeři i spojenci v letech 1938-1945 [Klio im Sturm. Die tschechische Geschichtsschreibung und ihre Gegner und Verbündeten in den Jahren 1938-1945].

Argo, Praha 2024, 613 S. (Historické myšlení 96), ISBN 978-80-257-4559-5.

Eine umfassende Studie über die Entwicklung der tschechischen Geschichtsschreibung in den Jahren zwischen 1938 und 1945 fehlte bislang. Diese Lücke hat Tomáš Pánek, Historiker und Archivar des Tschechischen Rundfunks, nun mit seinem Buch geschlossen. Die 600-seitige Publikation, die auf der Grundlage einer 2020 an der Brünner Masaryk-Universität verteidigten Dissertation entstand, bietet weit mehr als nur einen Überblick über die tschechischen Historiker während Krieg und Besatzung und die Werke, die sie in dieser Zeit verfassten oder veröffentlichten. Das verrät bereits ein Blick auf die Anmerkungen und das gewichtige Quellen- und Literaturverzeichnis, die zusammengenommen nicht weniger als ein Drittel des Bandes ausmachen.

Im Grunde genommen ist es erstaunlich, dass so ein Buch nicht schon früher entstanden ist, gelten die Jahre von 1938 bis 1945 doch als eine der schwersten und tragischsten Zeiten der tschechischen Geschichte: Der tschechoslowakische Staat erlosch, die historischen böhmischen Länder wurden geteilt, besetzt und vom nationalsozialistischen Deutschland annektiert, die Gesellschaft hatte die Last des Krieges zu tragen, und die Bevölkerung, die als „rassisch minderwertig“ eingestuft und in eine rechtlich untergeordnete Stellung gedrängt wurde, war einem Regime von Terror und Mord ausgesetzt. In dieser Situation sahen sich die tschechische Bildung, Kultur und Wissenschaft heftigen Angriffen durch die Politik der Germanisierung und die nationalsozialistische Propaganda ausgesetzt. Eine der Fragen, die sich nach 1945 allen Menschen stellte, die sich der Bedeutung der Geschichtsschreibung für die moderne tschechische Identität bewusst waren, war daher, wie sich die nationalsozialistische Herrschaft auf die Geschichtsschreibung ausgewirkt hatte. Nachdem die Reflexionen über die Vergangenheit unmittelbar nach dem Krieg stark von den Umwälzungen der Gegenwart bestimmt gewesen waren, beschränkte sich die offizielle Geschichtswissenschaft nach der kommunistischen Machtübernahme von 1948 lange darauf, die „bürgerliche“ Geschichtsschreibung unter der Führung der Schüler des konservativen Historikers Josef Pekař zu diskreditieren und der Kollaboration mit den Nationalsozialisten zu bezichtigen.

Erst Ende der 1960er, Anfang der 1970er Jahre entstanden nennenswerte Versuche, sich der Historiografie der Besatzungszeit auf differenziertere Weise anzunähern. Doch entweder waren ihre Ergebnisse öffentlich kaum zugänglich, oder sie blieben, wie die Arbeiten von Jan Tesař und František Červinka, bis 1990 unveröffentlicht. Die erste Studie zum Thema, die auch publiziert wurde, war Josef Tomeš' kleines, lesenwertes Buch von 1985 über die Versuche der Nationalsozialisten, das Geschichtsbild zu manipulieren. Eine echte Wende brachte aber erst der Sturz der Alleinherrschaft der KSČ. In den 1990er Jahren konnten jene Strömungen der tschechischen Geschichtsschreibung rehabilitiert werden, die während der kommunistischen Herrschaft diffamiert oder zumindest vernachlässigt worden waren. Seitdem wurde eine ganze Reihe von Memoiren lange übersehener Historiker

veröffentlicht, die im Protektorat oder Exil tätig gewesen waren – darunter die Erinnerungen von František Bauer, Zdeněk Kalista, Otakar Odložilík, Josef Opočenský, Jan Slavík und Jaroslav Werstadt. Parallel dazu erschienen zahlreiche biografische Studien, die sich zumindest teilweise mit der Zeit des Protektorats befassen. Nicht weniger wichtig war die intensive Erforschung der sudetendeutschen und daran anknüpfenden deutschen Protektoratsgeschichtsschreibung. Diese Entwicklung stand in Zusammenhang mit dem seit Mitte der 1990er Jahre gewachsenen deutschen Interesse an der Beteiligung von Wissenschaftlern und insbesondere Historikern am nationalsozialistischen Völkermord.

Das so entstandene Gesamtbild war ziemlich unausgewogen und blieb fragmentarisch. In diesem Bild erschien die tschechische Geschichtsschreibung der Besatzungsjahre als abgeschlossene Episode, deren Bedeutung sich in der historiografisch fundierten „nationalen Verteidigung“ des Tschechentums gegen das nationalsozialistische Projekt der ideologischen Umerziehung erfüllt und erschöpft hatte. Die nachfolgende Entwicklung der tschechischen Geschichtsschreibung, so die mit dieser Sichtweise verbundene Annahme, habe sie jedoch nicht beeinflusst.

In der Einleitung von „Klio im Sturm“ geht Pánek zwar auf die Genese dieser Auffassung ein, die er als ungenau bezeichnet. Doch sieht er keinen Grund, sich eingehender mit ihr zu befassen. Ihm geht es vielmehr um eine mehrschichtige Analyse der tschechischen Geschichtsschreibung im Protektorat einerseits, dem Exil andererseits. Und diese Analyse, das sei gleich vorweggenommen, ist ihm hervorragend gelungen. Pánek untersucht, wenn auch vielleicht nicht alle, so doch einen Großteil der wichtigen Aspekte der historiografischen Entwicklung zwischen 1938 und 1945. Die Ergebnisse seiner Forschung präsentiert er in drei großen Abschnitten, die unabhängig voneinander gelesen werden können und biografische, institutionelle und Textanalysen beinhalten: Der erste Abschnitt gilt der tschechischen Exilgeschichtsschreibung in Frankreich, Großbritannien, den USA und der UdSSR. Im zweiten Abschnitt befasst sich Pánek mit den Veränderungen der tschechischen Geschichtsschreibung im Protektorat Böhmen und Mähren, im dritten mit den zentralen Themen, Narrativen und „symbolischen Zentren“ (Miloš Havelka) der Historiografie. Dabei zeigt er großen Respekt vor der eigenständigen Dynamik der Entwicklung historiografischer Phänomene, die nicht immer der Chronologie der politischen Geschichte entsprechen. Daher gehen seine Analysen in mehr als einem Kapitel über den eigentlichen Untersuchungszeitraum hinaus, blicken zurück oder verweisen auf die Zeit nach Kriegsende.

Neben Havelkas Konzept der „symbolischen Zentren“, mit dem Pánek bei der Analyse historischer Narrative im dritten Abschnitt des Buches arbeitet, stützt er sich in erster Linie auf die Theorie der Geschichtskultur nach Jörn Rüsen, Wolfgang Hardtwig, Bernd Schönemann und Frank Hadler. Dieser Ansatz versteht die gesamte soziale Kommunikation über die Vergangenheit, einschließlich der Artikulation oder Performance historischen Wissens, als Ausdruck der Geschichtskultur. Pánek geht es vor allem um die kognitive Dimension dieser Kultur, die in der modernen Gesellschaft primär von der Geschichtsschreibung aufgefüllt wird. Die politische Dimension der Geschichtskultur verfolgt er meist nur indirekt, doch denkt er sie

stets mit. Am deutlichsten wird sie in Páneks Analysen der Exilgeschichtsschreibung – etwa bei dem Historiker Jan Opočenský, der direkt mit der Exilregierung und besonders deren Präsidenten Edvard Beneš verbunden war. Pánek führt vor Augen, dass Historiker mitunter eher eine Form neuer politischer Mythologie schufen, als Historiografie im eigentlichen Sinne, was er mit Odložilíks Vorlesung über Edvard Beneš in der Geschichte des tschechoslowakischen Staates illustriert. Geht er hier in die Breite, handelt er die historiografischen Texte tschechischer Protektoratsaktivisten eher knapp ab.

Aus methodologischer Sicht beeindruckt, wie systematisch Pánek seine Analyse durchgeführt hat und dass alle Ebenen der historischen Kultur von den Akteuren bis zu den Rezipienten Berücksichtigung gefunden haben. So richtete er sein Augenmerk nicht allein auf die Institutionen und Personen, die in der Geschichtswissenschaft wirkten, er befasst sich auch mit den Medien, die historisches Wissen verbreiteten und ihren Adressaten. Dass es sich bei diesen Adressaten um „Idealtypen“ handelt, die auf entsprechenden Aussagen einiger Historiker über ihr Publikum basieren, ist verzeihlich – fehlen doch die Quellen zu den Rezipienten. Wo Material zur Verfügung steht, etwa in einer soziologischen Untersuchung zum historischen Bewusstsein aus dem Dezember 1946, hat Pánek es auch genutzt.

Besonders interessant ist, wie Pánek die mediale Ebene der historischen Kultur analysiert. Hier untersucht er einerseits die Produktion tschechischer Verlage, die sich auf die tschechische Geschichte konzentrierten, wozu er seltsamerweise nicht die Tätigkeitsberichte der Verlage und die vom Protektoratsministerium für Volksaufklärung erstellte Liste verbotener Bücher heranzieht, sondern sich auf einzelne Werke stützt. Zum anderen hat er die Sendungen des Radiojournals ausgewertet, das zwischen 1938 und 1941 eine ganze Reihe von Serien zur Geschichte ausstrahlte. Diesen Teil des Buchs halte ich für außerordentlich innovativ und auch im Kontext der internationalen Forschung für richtungsweisend. Deutlich besser als andere vor ihm hat Pánek den Bedeutungsgewinn des Mediums Radio für die Ansprache einer in den 1930er und 1940er Jahren rasant steigenden Zahl von Hörer:innen erfasst. Wer sich mit der Geschichtskultur beschäftigt, kann das Radio nicht übergehen.

Das Konzept der Geschichtskultur wendet Pánek, dem jeweiligen thematischen Fokus entsprechend, in den ersten beiden Abschnitten des Buches unterschiedlich an. Zunächst analysiert er auf etwa 80 Seiten die Exilgeschichtsschreibung. Otakar Odložilík, Vladimír Klecanda und Jan Opočenský dienen ihm als Beispiele für das westliche Exil, Zdeněk Nejedlý steht für die tschechoslowakische Emigration in die Sowjetunion. Darüber hinaus geht er auf das Schicksal und die Werke von Historikern wie Vlastimil Kybal und František Dvorník ein, erinnert an den sudetendeutschen kommunistischen Historiker Paul Reimann, der nach dem Krieg die tschechische Version seines Namens annahm, und vergisst auch die Intellektuellen nicht, die meist nicht zu den Historikern gezählt werden, sich aber im Exil in Auseinandersetzungen über die Interpretation der Geschichte engagierten. Zu nennen wären in diesem Zusammenhang etwa der protestantische Theologe Josef Lukl Hromádka, der eng mit Odložilík zusammenarbeitete, der Linguist Roman Jakobson oder der Politiker Hubert Ripka. Auch ausländische Historiker wie Robert Seton-Watson,

Samuel Harrison Thomson und Mathew Spinka, die sich während des Krieges an Debatten über die tschechische Geschichte beteiligten, bleiben nicht unerwähnt.

Der zweite Teil mit etwa 150 Seiten vollzieht die Entwicklung der tschechischen Geschichtsschreibung im Protektorat Böhmen und Mähren anhand von fünf Studien zur institutionellen Entwicklung zwischen 1938 und 1945 nach. Zu den Institutionen zählt Pánek universitäre und außeruniversitäre Forschungseinrichtungen, nicht allerdings Museen, Archive oder archäologische Sammlungen. Streng genommen befassen sich nur vier Studien mit dem Protektorat, die fünfte gilt der Slowakisierung der ehemaligen tschechoslowakischen wissenschaftlichen Einrichtungen im Slowakischen Staat. Doch gerade diese Studie stellt einen gelungenen Exkurs zu der Frage dar, wie sich die tschechoslowakischen historischen Institutionen nach 1939 veränderten. Zudem ist es nicht das erklärte Ziel des Autors, eine „umfassende und verallgemeinernde Analyse“ (S. 116) der Institutionen der tschechischen Geschichtswissenschaft zu liefern, vielmehr gibt er „Einblicke“ in die „institutionelle Landschaft“.

Die fünf Einzelstudien sind so aufgebaut, dass die Genese des untersuchten Felds jeweils von den 1920er bis zum Ende der 1940er Jahre nachvollzogen wird. Dabei geht Pánek auf die Entstehung der Forschung zu Ethnizität in den Grenzgebieten ein, auf die Entfaltung der genealogischen Forschung und der historischen Slavistik sowie die Entwicklungspfade der marxistisch orientierten historischen Forschung. Größere Institutionen wie das Historický ústav (Historisches Institut) in Prag, historische Vereine oder die Matice Moravská kommen mit Ausnahme des Slovanský ústav (Slawisches Institut) nicht vor. Diese Entscheidung begründet Pánek mit der bekannten Tatsache, dass die meisten dieser Institutionen nur während der ersten beiden Jahre der Besatzung aktiv waren. Als der Terror des Besatzungsregimes nach dem Antritt des stellvertretenden Reichsprotektors Reinhard Heydrich zunahm, beschränkten sie ihre Tätigkeit zum Teil ganz bewusst auf die aller-notwendigsten Formalitäten, um einer offiziellen Auflösung zu entgehen. Wissenschaftlich traten sie in keiner Weise hervor. Anders verhielt es sich mit dem Prager Historický ústav (dem vormaligen Státní ústav historický), das – und hier muss Páneks Darstellung korrigiert werden – im Frühjahr 1943 in die neu gegründete zentrale nationalsozialistische Wissenschaftsorganisation des Protektorats, die Reinhard-Heydrich-Stiftung, eingegliedert wurde, ähnlich wie das Slavische Institut, über das Pánek im Unterkapitel über die historische Slavistik schreibt. Das Historický ústav bildete – mit all seinen tschechischen Historikern und unter der Führung von František Roubík – die Grundlage der Reinhard-Heydrich-Stiftung, der der deutsche Historiker und überzeugte Nationalsozialist Heinz Zatschek vorstand. Mit dieser Institutsgründung verband die Reichsregierung ganz offen das Ziel, eine Institution zu schaffen, die zukünftig die Lenkung der deutschen und tschechischen Geschichtswissenschaft in den annektierten böhmischen Gebieten übernehmen sollte.

An die Institutionen gewidmeten Kapitel schließen sich die bereits erwähnten Analysen der medialen Dimension der Geschichtskultur an. Neben der Vorstellung der Verlagsproduktion und des Rundfunkprogramms widmet Pánek auch einem nicht realisierten Projekt ein Unterkapitel. Es handelt sich um das Vorhaben des

katholisch-konservativen Historikers Zdeněk Kalista aus dem Jahr 1939, eine neue Zeitschrift mit dem Titel „Tschechische Geisteswelt“ ins Leben zu rufen. Diese sollte einem deutschen Publikum tschechische Perspektiven auf Kultur und Geschichte präsentieren. Allerdings stellten die Initiatoren ihre Vorbereitungen ein, sobald man sich im Amt des Reichsprotektors für sie zu interessieren begann. Der mittlere Teil des zweiten Abschnitts gilt der Frage nach individuellem Verhalten und persönlichen Schicksalen tschechischer Historiker während der Kriegsjahre. Hier geht Pánek auf den Tod tschechischer Historiker und auf historiografische Kollaboration ein. Der letzte Teil dieses Abschnitts besteht dann aus der bereits erwähnten Analyse der Adressaten historiografischer Produktion.

Auf den 125 Seiten des dritten Abschnitts widmet sich der Autor der Frage, wie sich die veränderten institutionellen und ideologischen Rahmenbedingungen in der Interpretation der tschechischen Geschichte niederschlugen. Dafür analysiert er sieben zentrale Diskursfelder, die er danach einteilt, ob sie subnationale, nationale oder transnationale Phänomene thematisieren. In der Kategorie „subnational“ werden Narrative analysiert, die mit der historischen „Tschechizität“ der Grenzgebiete der böhmischen Länder und der tschechischen Herkunft historisch bedeutender Familien verbunden sind. Die Kategorie „national“ nimmt narrative Veränderungen am Beispiel der Interpretation des Hussitentums und des Barock in den Blick, und damit zwei für das tschechische Geschichtsverständnis bedeutender Epochen. In der Kategorie „transnational“ werden die Folgen des Untergangs der Tschechoslowakei und der deutschen Besatzung für die tschechoslowakische Erzählung der tschechischen Geschichte sowie für Vorstellungen vom historischen Verhältnis zu den tschechischen, mährischen und schlesischen Deutschen und dem deutschen „Nationalcharakter“ bzw. dem angeblich pangermanischen „Charakter“ der deutschen Politik analysiert.

Pánek legt einen neuen Blick auf die Entwicklung der tschechischen Geschichtsschreibung vor und verankert die Interpretationen, die diese anbot, überzeugend in ihren Entstehungskontexten. Ich bin sicher, dass sich Historiker:innen in Zukunft im Detail mit den einzelnen Aspekten des Buches auseinandersetzen werden. Das ist an dieser Stelle nicht zu leisten, ich möchte aber zwei Stellen erwähnen, an denen Páneks Analyse ergänzt oder präzisiert werden könnte. So wäre es meiner Meinung nach sinnvoll, bei der linken/sozialistischen Deutung des Pangermanismus nach dem Krieg auf den Einfluss der kommunistischen Faschismus-Interpretation einzugehen, die auf der Komintern-Sitzung von 1935 verkündet wurde. Und was die Interpretation von Karel Hočs Buch „Pangermanismus“ aus dem Jahr 1946 betrifft, das Pánek sorgfältig analysiert, drängt sich die Frage auf, was dieses von der Publikation „Die Anfänge des deutschen Nationalismus“ unterscheidet, die derselbe Autor 1920 vorgelegt hatte. Sollten sich markante Übereinstimmung feststellen lassen, dann wären die Wurzeln der pangermanistischen Interpretation des Deutschseins tiefer in der Vergangenheit zu suchen; mit anderen Worten, es wäre unzutreffend, diese Interpretation ausschließlich auf die Schrecken zurückzuführen, die Deutschland mit Krieg und Besatzung über die Tschechoslowakei gebracht hat. Viele Anregungen kann man in Florian Ruttners bemerkenswerter Analyse der Kritik des Pan-

germanismus im Denken von T. G. Masaryk und insbesondere E. Beneš finden, die auch Pánek zitiert.¹

Das rezensierte Buch untersucht – so steht es im Untertitel – die „tschechische Geschichtsschreibung“. Unter diesen Begriff fasst Pánek allerdings nicht die gesamte Geschichtsschreibung aus den böhmischen Ländern. Vielmehr meint er die Geschichtsschreibung, die aus der tschechischen Nationalkultur hervorgegangen ist, etwa in dem Sinne, wie Jaroslav Marek diese Kultur 1998 präsentiert hat.² Es handelt sich also um die Geschichtsschreibung, die sich um den tschechischen national strukturierten historischen Diskurs gruppierte und von Historikern verfasst wurde, die sich zur tschechischen nationalen Identität bekannten. Texte, die sich – vor allem auf nationaler Basis – von diesem Diskurs abgrenzten und andere, konkurrierende Interpretationen der tschechischen und tschechoslowakischen Geschichte anboten, gehören nicht dazu – und das gilt ebenso für die Historiker, die sie verfassten, die Institutionen, die sie aufbauten, auch wenn sie ihren Ursprung in der damaligen Tschechoslowakei hatten. Pánek betrachtet diese Historiker, ihre Institutionen und ihre Produktion als Teil anderer nationaler Kollektive, konkret der (Sudeten-) Deutschen und Slowaken. Die Texte dieser beiden Gruppen von Historikern bilden in seiner Konzeption unterschiedliche Geschichtsschreibungen, die sich um unterschiedliche diskursive Kerne gruppieren. So unterscheidet er für die Tschechoslowakei der Zwischenkriegszeit drei aktive Einheiten der Geschichtsschreibung: eine tschechische, eine sudetendeutsche und eine slowakische. Und jede von ihnen behandelt er als Entität, die nach außen geschlossen und innerlich homogen ist. Allein bei der tschechischen Geschichtsschreibung sieht Pánek in Übereinstimmung mit Havelkas Konzept eine innere Differenzierung des wissenschaftlichen Feldes der Geschichtswissenschaft in zwei bzw. drei idealtypische Zweige: einen katholisch-konservativen, einen evangelisch-progressiven und schließlich einen linkssozialistischen.

Ich habe großen Respekt vor den methodischen Entscheidungen, die Tomáš Pánek gefällt hat, um sein extrem umfangreiches „Material übersichtlich zu ordnen und dem Leser eine verständliche Interpretation anzubieten“ (S. 25). Die bewusste Vereinfachung, die mit der Einteilung der Geschichtsschreibungen einhergeht, trägt auf jeden Fall zur Verständlichkeit der Interpretation bei. Dennoch habe ich gewisse Zweifel, was diese „nationale“ Gliederung betrifft. Zieht sie nicht eine zu starke Trennlinie zwischen den drei Geschichtsschreibungen, gehörten nicht alle diese Historiker zu einer einzigen Geschichtsschreibung und ihre Texte zu einem einzigen historischen Diskurs über die tschechische/böhmische und tschechoslowakische Geschichte? Werden hier nicht die dynamischen Beziehungen in der Geschichtswissenschaft der Tschechoslowakei während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts unterschätzt? Oder knapper gefragt: Folgt diese Einteilung nicht zu stark dem Gang der politischen Entwicklung?

¹ *Ruttner*, Florian: Pangermanismus, Edvard Beneš und die Kritik des Nationalsozialismus. Freiburg, Wien 2019.

² *Marek*, Jaroslav: Česká moderní kultura [Die moderne tschechische Kultur]. Praha 1998.

Diese Fragen zielen auf das grundlegende Problem, wie die Geschichtsschreibung der böhmischen Länder betrachtet werden sollte; es betrifft bei Weitem nicht nur die vorliegende Publikation. Pánek ist sich seiner Bedeutung durchaus bewusst und begegnet der Gefahr, verzerrte Bilder zu produzieren, indem er viele Vergleiche anstellt. Das ist eine adäquate Lösung, zumal die Epoche der Geschichtsschreibung, die er untersucht, per se national strukturiert war. So verfolgt er die sudetendeutsche (er unterscheidet nicht zwischen der sudetendeutschen Geschichtsschreibung und ihrem deutschen Nachfolger im Protektorat) und die slowakische Geschichtsschreibung anhand ausgewählter Phänomene parallel. Die gewonnenen Erkenntnisse dienen ihm als Referenzeinheiten für den Vergleich mit der tschechischen Geschichtsschreibung. Dabei wird deutlich, dass sich alle Geschichtsschreibungen gegenseitig methodisch beeinflusst haben, obwohl sie konkurrierende Narrative formulierten. Pánek konzentriert sich hier in erster Linie auf das Verhältnis zwischen Tschechen und Sudetendeutschen. Dabei gelangt er zu der Beobachtung, dass beide Geschichtsschreibungen zwar divergierende Narrative, aber praktisch identische narrative Strategien hervorbrachten. Beide waren dem Nationalen verpflichtet, also strukturierten sie ihre Narrative um „bedeutende“ historische Ereignisse. Dabei schufen sie einander diametral entgegengesetzte symbolische Zentren. Um Pánek zu paraphrasieren: In der Regel bedeutete dies, dass die eine Geschichtsschreibung genau die Tatsachen hervorhob, die die konkurrierende Geschichtsschreibung ignorierte, und zugleich jene Tatsachen ignorierte, die die konkurrierende Geschichtsschreibung hervorhob.

Kehren wir jedoch zu den allgemeinen Fragen zurück, auf die der Autor in seinem Buch Antworten sucht. Grundlage ist eine Reihe von Fragen im Zusammenhang mit der Reaktion tschechischer Historiker auf die Zerstörung des tschechoslowakischen Staates, mit dessen kulturellem und ideologischem Umfeld die tschechische Geschichtsschreibung eng verbunden war, und auf die Eingliederung der böhmischen Länder in das Großdeutsche Reich. Anders als die bisherige Historiografie interessiert Pánek dabei nicht nur die soziale Dynamik, die die Zäsur von 1938/39 in der Geschichtswissenschaft ausgelöst hat. Zu rekonstruieren, mit welchen Motiven und Strategien die tschechische Geschichtsschreibung ihre Position der nationalen Selbstverteidigung aufbaute, bildet für Pánek nur einen ersten Schritt auf der Suche nach einer umfassenderen Antwort. Mit den nachfolgenden Schritten versucht Pánek herauszufinden, ob es sich dabei um ältere Entwicklungstendenzen handelte, die sich erst infolge der neuen politischen und ideologischen Situation manifestieren konnten, oder um einen Effekt des Eindringens methodologischer Ansätze aus dem macht- und kulturpolitisch hegemonialen deutschen Umfeld. Im letzten Schritt fragt er schließlich nach der Dauerhaftigkeit dieser Veränderungen, also nach ihrem Fortbestehen nach dem Zweiten Weltkrieg.

Bei seiner in viele Richtungen verzweigten Untersuchung verliert Pánek diese allgemeinen Fragen nie aus den Augen. Zunächst bestätigt er die in der Historiografie bereits etablierte These, die tschechische Geschichtsschreibung sei von der Zerstörung des Staates und der deutschen Okkupation um Jahrzehnte zurückgeworfen worden. In Reaktion auf diese traumatischen Ereignisse habe sie sich an den Mustern der nationalen Wiedergeburt des 19. Jahrhunderts orientiert, als tschechische His-

toriker die Rolle von Förderern und Beschützern der Nation einnahmen, indem sie deren Vergangenheit glorifizierten. Sie taten dies zumindest bis etwa 1941, als die Zensur und oft auch physische und psychische Repressionen durch die Reichs- und Protektoratsbehörden die Möglichkeiten der tschechischen Historiker einschränkten, die sich weigerten, offen aktivistisch mitzuarbeiten. Aus ähnlichen politisch-ideologischen „nationalen“ Gründen beobachtet Pánek auch eine Renaissance (pan)slavistischer Ideen. Sie drangen vor allem in die Argumentation der Historiker im Exil ein, und zwar unter dem Einfluss der Annäherung zwischen der Tschechoslowakei und der Sowjetunion.

Was ist also neu an den Ergebnissen von Páneks Forschung? Im Gegensatz zum bisherigen Bild der tschechischen Geschichtsschreibung während der Besatzungszeit und des Zweiten Weltkriegs kann Pánek zeigen, wie im Namen der Verteidigung und Ermutigung der Nation auch Raum für die Entwicklung und Institutionalisierung bis dahin vernachlässigter methodologischer Ansätze entstand (Aufschwung der historischen Heimatkunde und genealogischen Forschung). Zudem ruft er ins Gedächtnis, dass die nationalistischen Tendenzen selbst vor den marxistischen Historikern nicht Halt machten. Sie, die sich vor 1938 um die Zeitschrift *Dějiny a přítomnost* gesammelt hatten, wandten sich unter dem Eindruck der Besatzung von der Frage nach Klasse und Revolution ab und der nationalen Geschichte zu, wobei sie die historische Bedeutung tschechischer „volkstümlicher“ Schichten hervorhoben.

Einige dieser Tendenzen verloren zwar nach dem Krieg wieder an Bedeutung, das galt vor allem für die Genealogie. Doch erkennt Pánek in vielen Veränderungen, die sich zwischen 1938 und 1945 vollzogen, den Keim von Merkmalen, die in der Interpretation der tschechischen bzw. tschechoslowakischen Geschichte nach Kriegsende dominant werden sollten. So war etwa die im Vergleich zur Zwischenkriegszeit beispiellose Nationalisierung ein Signum der Zeit. Dieses ging mit der kompromisslosen Ablehnung alles Deutschen einher, was auch bedeutete, die Verbindungen zwischen der tschechischen und der deutschen Geschichte, zwischen Böhmen und dem Reich kleinzureden oder völlig zu leugnen. Ein weiterer charakteristischer Zug, der sich bereits in Texten äußerte, die während des Protektorats zur Verteidigung der tschechischen Nation verfasst worden waren, war die Betonung der „Volksschichten“, zu der nicht nur marxistische Autoren griffen. Schließlich gehört auch die ausgeprägte, wenn auch zweideutige (pan-)slavistische Tendenz zu den Phänomenen, die von Dauer sein sollten. Dieser Sicht zufolge war die tschechische Geschichte nicht im Kontext der Entwicklung des europäischen Westens, sondern der ostslavischen Welt zu verstehen. Um eine gemäßigte Version dieses Narrativs handelte es sich bei Konzepten, die unter dem Einfluss von Edvard Beneš's Vorstellung entstanden, die Tschechoslowakei bilde eine Brücke zwischen Ost und West. So weist Pánek überzeugend nach, dass sich die tschechische Geschichtsschreibung auch nach Kriegsende nicht von der extrem „nationalen“ Position lösen konnte, die sie in den Krisenjahren 1938 und 1939 eingenommen hatte. Im Exil und in der Euphorie über die Befreiung von 1945 veränderte sich der defensive nationale Historismus jedoch. Er wurde zu einem Legitimationsinstrument der nationalen und sozialen Revolution der Dritten Republik, das zunächst dazu beitrug, die Vertreibung der Sudetendeutschen mit historischen Argumenten zu rechtfertigen.

Ende der 1940er, Anfang der 1950er Jahre bereitete dieser Historismus der „kommunistischen“ Interpretation der tschechischen Geschichte den Weg – wobei nicht zuletzt der Einfluss Zdeněk Nejedlýs und der Marxisten aus der Zeit der Ersten Republik eine wichtige Rolle spielten.

Brno

Jiří Němec

Shukman, Ann: 44 Days in Prague. The Runciman Mission & the Race to Save Europe.

Hurst & Company, London 2024, 274 pp., ISBN 9781911723042.

Ann Shukman is a renowned expert on Russian semiotics and literature, but also, for example, on the cultural and religious development of Scotland. This monograph dealing with a remarkable episode in the history of interethnic frictions in interwar Czechoslovakia, as well as international tensions at the end of the 1930s, may therefore appear a surprising undertaking on the part of the author.

Shukman was motivated by her close personal connection to the main protagonist of the whole story: Walter Runciman, who, in the summer of 1938, was tasked by the British government with attempting to mediate a *modus vivendi* between the Czechoslovak government and the political representation of the Sudeten German minority, was the author's grandfather. She views his efforts, which, over the course of 44 long days in Czechoslovakia, increasingly grew to resemble *Mission: Impossible*, with obvious sympathy. In doing so, she attempts to dispel certain established myths – above all that from the outset the British government was merely engaged in a cover-up manoeuvre on the road to the “Munich solution” to the Sudeten German “problem” in the form of the secession of the Czechoslovak borderlands, or that “Walter” was mainly meeting from the outset with representatives of the Sudeten German nobility, who only succeeded in confirming his alleged conviction that the continued coexistence of Czechs and Germans in Czechoslovakia was impossible. Shukman, on the contrary, aptly points out several important facts: British attitudes towards the German minority in Czechoslovakia evolved over time. Her grandfather arrived in Prague with an open mind, so to speak, and divided his time more or less equally between representatives of the government and the Sudeten German Party (SdP), but also, at weekends, between representatives of the Czech and German nobility. And as late as 15 September 1938, the day before his return to London, he considered the cession of the Czechoslovak borderlands to Germany unacceptable (which, of course, changed in the days that followed under the influence of Chamberlain's policy and personal diplomatic initiative).

At the same time, however, Sudeten propaganda about the intolerable suffering of the German population of Czechoslovakia did have an impact on the members of the mission, as revealed, among other things, by the previously unexploited diary entries of Runciman's wife Hilda, stored together with other documents belonging to the Runciman family at Newcastle University Library. These are also the author's main source in her endeavour to reconstruct the more than six weeks that the Runcimans and other members of the mission, most prominently the Foreign Office expert

Frank Ashton-Gwatkin, spent in the Bohemian lands. Thus, Ann Shukman captures, to a large extent, views of dramatic events from the position of a woman who had political experience herself and was eminently interested in the proceedings in Czechoslovakia, but was not permitted to participate in them beyond the scope of social interactions. When it came to information about key conversations, she was dependent on what her husband told her. However, after about a week in Czechoslovakia, he was very tired as a result of the whole merry-go-round of negotiations and more or less negative news, which gradually narrowed his room for manoeuvre and chances of success. He suffered from insomnia, and the last thing he wanted to do was to recount the course of the day's talks to his wife in the evenings. However, the author quotes her grandmother's diary *in extenso* – including sometimes almost banal passages about who Hilda sat next to at lunch at Rothenhaus/Červený Hrádek (p. 77) or a two-page description of a visit to Adolph Schwarzenberg “in the south of the country”, including her impressions of the local countryside and an unnamed castle (Český Krumlov, pp. 86-88). The parts in which Shukman allowed herself to be perhaps a little too carried away by sources of a personal nature are extended by quotations from the diary of her uncle Leslie, who arrived to join his parents on Friday 9 September in a private plane and then recorded in detail his visit to the residence of Count Eugen Czernin in Petrohrad in West Bohemia, including not only a Sudeten German demonstration but also a partridge hunt (pp. 163-169).

On the other hand, many of the accounts from Hilda's diary are of undoubted historical value. One example is Runciman's critical attitude to the almost hysterical call by Neville Henderson, the British ambassador in Berlin, on 25 August, to make a public statement in favour of the SdP in order “to appease the Führer”. Quotations from the diary also reveal the hastiness with which the wife of the British “mediator” formed strong opinions about the people she met, as well as the ease and even naivete with which she succumbed to the “charm” of the SdP representatives and their interpretations of the Sudeten German problem. They also realised quickly how to make an effective impression on the British emissary's wife – as when eight of them brought her a bouquet of flowers to her hotel on 19 August and, with friendly smiles, were ready to listen to her schoolgirl German (pp. 81-82). Shukman draws attention to Hilda's “susceptibility to flattery”, which ultimately only reinforced her view of “Czechoslovakia as a country whose integrity was something dispensable” (p. 86), provided that peace could be maintained.

On the contrary, the Czechoslovak leadership, headed by the president, made tactical errors in its communication with the British mission, which typologically characterized Edvard Beneš's entire political career. First, he surprised the British emissaries with his “Third Plan”, which Runciman learned about indirectly (pp. 77-78, 91), and then he literally overwhelmed them with documents (p. 94). Here, the author draws on another important source – the unpublished memoirs of another member of the mission, Robert Stopford, kept at the Imperial War Museum. However, some of the passages that are quoted would merit comparison with the records in the Foreign Office archives – in the relevant volumes of FO 371 series (for example, Stopford's negotiations with Ernst Kundt – p. 101). Shukman naturally refers in her footnotes to a number of other documents, particularly from the editions

Documents on British Foreign Policy and *Documents on German Foreign Policy*, as well as Milan Hauner's three-volume critical edition of Beneš's memoirs, and, selectively, also to some important titles from the specialized literature. However, the key guide to the international political context of the Runciman's mission for her is by far the most cited work by Paul Vyšný, *The Runciman Mission to Czechoslovakia, 1938: Prelude to Munich* (Basingstoke, Palgrave Macmillan, 2003) and K. M. Palmer's unpublished dissertation *The Runciman Mission to Czechoslovakia, August 1938* (Belfast, Queen's University, 1989).

The author uses her sources to describe the diplomatic and social activities of the mission members on a day-by-day basis, with occasional retrospectives. For example, she very successfully captures the dual nature of Konrad Henlein and his successful trip to London in May 1938 (pp. 71-75). The passages about Beneš's willingness to make truly extensive concessions are also significant; not only did he send Jaromír Nečas to Paris on 15 September with an offer of limited territorial concessions to Germany, but, according to Runciman's statement of the following day at a meeting of the British *inner cabinet*, he was also prepared to agree to a plebiscite if Prime Minister Chamberlain concluded that it was unavoidable (p. 191). However, it is precisely the threat of this solution, with its predictable outcome, that is often cited as the main reason why the president gave up defending the principle of territorial integrity. What is less convincing is the author's hypothetical argument that if Runciman had stayed in Prague just a few days longer, the Czechoslovak government's negotiations with "moderate" representatives of the SdP on an arrangement based on "the Fourth Plan" with Runciman's mediation could have been resumed – in a situation where the security forces had suppressed the uprising in the border regions and the radical leaders, headed by Henlein and K. H. Frank, had fled to Germany (p. 183). Both of them, with Hitler behind them, would undoubtedly have prevented such a hopeful development.

In the most compelling passages, Ann Shukman intertwines her narrative with her own journey in the footsteps of Runciman's actions, which she undertook in 2017. For example, she visited Teplice, "the rather neglected and run-down little town" (p. 110), and also Červený Hrádek, where "the ethos of fifty years of Communism still hung over the place, with uncooperative staff and grudging hospitality". To her great surprise, she found in the guest book, next to her grandparents' entry dated 28 August 1938, the signature of her mother Margaret Fairweather, a "pioneer woman pilot" and "the most rebellious of the five Runciman children", who also flew to Czechoslovakia in her own plane, later became "the first woman to fly a Spitfire", and lost her life in August 1944 while serving in the Air Transport Auxiliary (pp. 117-121).

Despite several factual errors (for example, Beneš did not become president in 1937, but two years earlier – p. 14), the book *44 Days in Prague* represents a significant contribution to our understanding of this important British diplomatic initiative from the summer of 1938, particularly through the prism of ego-documents. It is a pity that the entire text was not checked by someone knowledgeable in Czech (and also German): at least a third of the personal and local names are misspelled.

Lenormand, Paul: Čechoslováci ve válce. Od Mnichova po studenou válku [Tschechoslowaken im Krieg. Von München bis zum Kalten Krieg].

Lingea s.r.o., Brno 2024, 318 S., 8 schematische Karten, 3 Abb., ISBN 978-80-7700-054-3.

Paul Lenormand hat sich ein ambitioniertes Ziel gesetzt. Sein Buch, das 2023 im französischen Original und im Jahr darauf in tschechischer Übersetzung erschien, präsentiert er als kritische Synthese zur großen Frage nach den Auswirkungen des Krieges und des Militärwesens auf die tschechoslowakische Gesellschaft „in ihrer ganzen nationalen, sozialen, generationellen und genderbezogenen Vielfalt“ (S. 7). Zugleich soll es eine „Antwort auf die zentrale Frage [geben], wie der Krieg und das Militär die Bestrebungen zur Wiederherstellung einer stabilen politischen, sozialen und kulturellen Ordnung beeinflussten“ (S. 19). Nicht zuletzt gehe es darum, „das Phänomen des Krieges aus langfristiger Perspektive zu begreifen“ (S. 21).

Bei dem Buch handelt es sich um eine überarbeitete Fassung der Dissertationsschrift des Autors, dessen Forschungen sich seit langen Jahren auf das tschechoslowakische Militärwesen konzentrieren. Dabei gilt es besonders zu würdigen, dass sich Paul Lenormand, der die tschechischen Archive bestens kennt, nicht auf tschechische/tschechoslowakische Quellen beschränkt. Er ist mit der internationalen Literatur bestens vertraut und verfügt über die Fähigkeit, die tschechoslowakische Problematik aus breiterer Perspektive zu analysieren.

Der Autor hat seinen Text in drei Kapiteln konzipiert, die chronologisch unterteilt sind. Das erste Kapitel ist der Zeit zwischen dem Münchner Abkommen und dem Ende des Zweiten Weltkriegs gewidmet, das zweite der kurzen Periode zwischen der Befreiung und dem kommunistischen Umsturz 1948, im dritten Kapitel geht es um den Aufbau und die Veränderungen des Militärs im kommunistischen Regime. Es sei schon an dieser Stelle vorweggenommen, dass die Textteile zum Zeitabschnitt von 1948 bis etwa Mitte der 1950er Jahre den mit Abstand besten Teil des Buches darstellen. Hier bietet der Autor einen tiefen Einblick in den Prozess der sukzessiven Umgestaltung der tschechoslowakischen Armee zu einem „volksdemokratischen“ Militär. Diesen Prozess dokumentiert er umfassend anhand des Führungskorps, das wiederholt Säuberungen unterzogen und durch neue Kader ergänzt wurde, deren Auswahl auf Klassenzugehörigkeit beruhte. Dabei macht er klar, dass sich eine „lange Spur“ des Kaderaustauschs durch die Geschichte der Armee zieht, die vor allem auf deren pragmatische Bedürfnisse zurückging. Gerade technische Spezialisten sowie erfahrene und geschulte höhere Befehlshaber ließen sich selbst unter den Bedingungen des nach dem Februar-Umsturz etablierten Regimes erst im Lauf mehrerer Jahre ersetzen. Ebenso treffend charakterisiert Lenormand die qualitative Seite der Säuberungen und Umstrukturierungen: Während zahlreiche charakterstarke Offiziere mit Kampf- und Dienst erfahrung aus dem ursprünglichen Führungskorps entfernt wurden, beließ man eine Vielzahl von Konformisten auf ihren Stellen. Unter ihnen waren nicht wenige, die den zeitgenössischen Vorstellungen von „nationaler Ehre“ während des Krieges nicht gerecht geworden waren: Entweder hatten sie sich dem Widerstand überhaupt nicht angeschlossen und sich passiv verhalten, oder aber sie hatten in der slowakischen Armee bzw. in der Regierungstruppe des Protektorats und damit faktisch auf Seiten des Feindes gedient. Diese Männer waren bereit, sich „anzupassen“, und einige von ihnen taten dies gleich mehrfach.

Der intensiv recherchierte Hauptteil des Buches endet mit den späten 1950er Jahren. Die folgenden Perioden, einschließlich der 1960er Jahre, dem Jahr 1968 und der folgenden zwei Jahrzehnte der Normalisierung, werden kurz und eher allgemein abgehandelt. Indessen widmet der Autor den Jahren von 1938 bis 1945 ein eigenständiges Kapitel, das allerdings den schwächsten Teil des Buches bildet. Obwohl Lenormand sich schon in seiner Magisterarbeit mit der Kriegszeit befasst hat, gibt es hier Fehler, einige Irrtümer und auch diskussionswürdige Passagen, ob nun in Bezug auf konkrete militärische Angelegenheiten, die Nationalitätenproblematik der Exilarmee oder die allgemeine politische Geschichte. Dieses erste Kapitel ist eher faktografisch gehalten, es liest sich wie eine lange Aufzählung verschiedener Aspekte. Hier fehlt das klare Konzept, das die zentralen Teile des Buches auszeichnet.

Die Aufteilung in drei chronologische Kapitel ergibt sich zweifelsohne aus dem Wunsch, eine breite Synthese in langfristiger Perspektive vorzulegen. Doch diese *longue durée* kann nicht gelingen, solange sie sich auf zwei Jahrzehnte beschränkt. Dafür müsste man in beide Richtungen weitergehen. Die Problematik der Armee in der Zeit des Münchner Abkommens lässt sich ohne deren Geschichte seit 1918 nicht verstehen. Die gleiche Aufmerksamkeit hätten auch die zwei Jahrzehnte der Normalisierung verdient, in denen vor allem das Führungskorps, auf das der Autor den Fokus legt, weitere Male „gesäubert“ wurde und sich die Armee nach und nach zu einer Institution transformierte, die sich grundlegend von der der 1950er und 1960er Jahre unterschied.

Hier liegt meiner Meinung nach das Hauptproblem des Buches. Um den formulierten Anspruch zu erfüllen, die Veränderungen der Armee sowie die Auswirkungen des Krieges und des Militärwesens auf die tschechoslowakische Gesellschaft zu erfassen, hätte Lenormand eine durchgehend intensive Analyse für die gesamte Zeit von 1918 bis 1989 mit all den Krisen, Neuanfängen, Säuberungen leisten müssen. Namentlich wäre auf die Entstehung des tschechoslowakischen Militärs einzugehen gewesen, auf den Krieg in der Slowakei 1919 oder die Mobilisierung von 1921. Schließlich hätte in der Darstellung auch die Transformation der Armee und deren Beziehung zur Gesellschaft während der Normalisierung nicht fehlen dürfen. Das hätte dann ein anderes, viel breiter angelegtes Werk ergeben – eines, das weit über das hinausgeht, was man von einer Dissertation erwarten kann. Pragmatischer und absolut legitim wäre es indessen gewesen, sich auf den Zeitabschnitt zwischen dem Februar 1948 und den späten 1950er Jahre zu konzentrieren, und die Jahre „davor“ und „danach“ kurz zu skizzieren. Doch so überschattet das Streben nach zu hochgesteckten Zielen leider die wirklich starken Passagen des Buches.

Erfrischend ist Lenormands Bemühen, mit Hinweis auf die internationale Forschung immer wieder grundlegende Fragen aufzuwerfen, die tschechoslowakische Entwicklung in breiterer Perspektive zu zeigen, aber auch einzelne Aspekte in Erinnerung zu rufen. Hier spürt man zwar, dass das Buch auf eine Qualifikationsarbeit zurückgeht, die in Frankreich verteidigt wurde und bestimmten formalen Anforderungen genügen muss. So wird im Apparat auch auf Werke verwiesen, die die konkrete Materie bisweilen nur entfernt berühren. Doch davon profitieren tschechische Leser:innen, ruft es ihnen doch immer wieder ins Bewusstsein, wie wichtig es ist, den Blick über den Rand des „böhmischen Kessels“ zu heben. Mitunter wird

in solchen Fällen die Kritik laut, Übersetzungen ins Tschechische sollten auf die Bedürfnisse des tschechischen Lesepublikums hin überarbeitet werden. Diese Ansicht teilt der Rezensent nicht, ganz im Gegenteil. Zu sehen, wie ein „tschechisches Thema“ von einem französischen Wissenschaftler diskutiert und präsentiert wird, ist eine echte Horizonterweiterung.

Die Übersetzung aus dem Französischen ins Tschechische ist aus sprachlicher Sicht ziemlich gelungen. Zwar finden sich einige stilistische Verfehlungen wie die spürbare Überbeanspruchung des Verbs „byl“ (war) oder die mitunter massive Anhäufung von Demonstrativpronomen, aber insgesamt ist der tschechische Text flüssig und gut lesbar. Bei der militärischen Terminologie gibt es allerdings Schwächen. Der Autor nutzt sie zwar mit Blick auf die Leser nur dort, wo es nötig ist, dennoch schmerzt die Übersetzung manchmal richtig und unterbricht den Lesefluss. Im Text gibt es zum einen ein paar Irrtümer: So wird „rozvědka“ (Auslands-Aufklärung) mit „kontrarozvědka“ (Spionageabwehr) verwechselt, „prapor“ mit „brigáda“, also „Bataillon“ mit „Brigade“, und wo korrekt „Branný výbor“ (Wehrausschuss) stehen sollte, ist von der „Komise pro obranu“ (Kommission für Verteidigung) die Rede. Zum anderen werden die Begriffe „voják z povolání“ (Berufssoldat) und „désloužíci“ (nach dem Grundwehrdienst freiwillig, länger dienender Soldat) mehrfach verwechselt, das geschieht auch bei „rotmistr“ und „poddůstojník“, die in der tschechoslowakischen Armee völlig unterschiedliche Dienstgrade bezeichneten – etwa Unteroffizier und Gefreiter – sowie bei „člen“ und „příslušník“ (Mitglied versus Angehöriger). Zudem werden Soldaten mit ganz unterschiedlichem Status durch die Bank als „branci“ (Wehrpflichtige) betitelt. Gerade diese notorischen Fehler gehen allerdings eher auf das Konto des Fachlektors als des Übersetzers.

Was also nimmt der Leser aus diesem Buch mit? Die Erwartungen, die Lenormand weckt, vermag er nicht einzulösen. Vor allem vermisst man die weitreichenden Schlussfolgerungen, die im Vorwort zur tschechischen Ausgabe versprochen werden, wo der Autor nicht nur von einer Geschichte des Militärs, sondern auch von den Effekten von Krieg und Militär auf die Gesellschaft in ihrer „ganzen nationalen, sozialen, generationellen und genderbezogenen Vielfalt“ spricht. Der Text bleibt auf die Armee beschränkt, und dies faktisch mit einem Horizont von nur zwei Jahrzehnten, wobei die Analyse fast ausschließlich ihrem professionellen Kern, das heißt den Berufssoldaten, gilt. Diese Enttäuschung hätte der Autor den Leser:innen ersparen können: Enger gefasst – Gründung und frühe Aufbaujahre des Führungskorps der Armee der kommunistischen Tschechoslowakei als „bewaffneter Faust der Arbeiterklasse“ – wäre die „gestutzte“ Arbeit eine hervorragende Studie. Diese Teile des Buches liefern systematische und gründliche Forschung, hier liegt der Kern der Arbeit, hier ist sie geradezu brilliant. Im Bemühen um chronologische, inhaltliche und perspektivische Erweiterung dieses Kerns wird die Gesamtbotschaft eher zerrieben. Den Leser:innen sei empfohlen, sich nicht entmutigen zu lassen, auch wenn sie vielleicht anfangs unschlüssig sind, und den gesamten Text aufmerksam zu Ende zu lesen. Lenormand hat sich an ein beachtenswertes und mutiges Unterfangen gewagt und bietet neue, nicht abgegriffene Perspektiven.

Smlsal, Jiří: Holokaust a majetková perzekuce Romů v Protektorátu Čechy a Morava [Der Holocaust und die auf das Vermögen gerichtete Verfolgung der Roma im Protektorat Böhmen und Mähren].

Ústav pro studium totalitních režimů, Praha 2024, 239 S., ISBN 978-80-7516-026-3.

Der nationalsozialistische Genozid an den Sinti und Roma zerstörte in vielen Teilen Europas das Leben dieser Gemeinschaften. Das galt auch für das sogenannte Protektorat Böhmen und Mähren, das 1939 nach der Zerschlagung der Ersten Tschechoslowakischen Republik errichtet wurde. Ein großer Teil der Menschen, die in diesem Gebiet lebten und der nationalsozialistischen Rassenpolitik zufolge als Sinti und Roma galten, wurde während des Krieges ermordet. Jiří Smlsal widmet sich in seinem neuen Buch ihrer Geschichte, wobei er die Aufmerksamkeit auf den Vermögensentzug richtet, den die Opfer nationalsozialistischer Verfolgung im Protektorat Böhmen und Mähren erlitten. Dieses Thema, so der Autor, stand bisher eher am Rande der historischen Forschung. Während der deutschen Okkupation und des Zweiten Weltkrieges wurden die böhmischen und mährischen Sinti und Roma diskriminiert, ihrer Grundrechte beraubt, deportiert und in Lagern inhaftiert. Die Überlebenden unter ihnen waren nach Kriegsende mittellos, hatten ihren Besitz und den größten Teil ihrer Familienangehörigen verloren, was ihnen eine Rückkehr in die Heimat erschwerte.

Das Buch ist in drei Kapitel unterteilt, die sich mit Fragen im Kontext der Verfolgung von Sinti und Roma im Protektorat Böhmen und Mähren befassen: erstens dem vermögensrechtlichen Aspekt der Verfolgung, zweitens den Bemühungen, das eigene Leben und den eigenen Besitz zu retten, und drittens dem Thema Korruption und Bereicherung im Kontext der Verfolgung.

Der Genozid an der Roma-Bevölkerung in Europa wurde vor allem vom Sicherheitsapparat im nationalsozialistischen Deutschland organisiert. Doch in vielen Fällen wäre seine Durchführung ohne die Beteiligung lokaler Akteure, die mit den Nationalsozialisten zusammenarbeiteten, nicht möglich gewesen. Smlsal erläutert, dass die Intensität dieser Zusammenarbeit variierte und illustriert dies im Schlusskapitel anhand konkreter Beispiele.

Eines dieser Beispiele ist der Fall des Polizeiagenten Arnošt Dubový und der Familie Daniel aus Oslavany (Oslawan). Wie einige andere böhmische und mährische Sinti und Roma, versuchte auch Familie Daniel in ihrer Verzweiflung über die ausweglose Lage, in die sie durch die rassistisch motivierte Verfolgung geraten waren, ihr Leben zu retten, indem sie Angehörige der Protektoratspolizei bestachen. Das Hauptmotiv war, dem Transport in den Lagerkomplex Auschwitz-Birkenau zu entgehen. Mit diesem Ziel engagierte die Familie Daniel den Polizeiagenten Dubový, der sie „im Tausch“ gegen einen bedeutenden Geldbetrag schützen sollte. Dieser nahm das Geld, hielt sich aber nicht an seine Zusage. Dieses Schicksal führt Smlsal als typisches Beispiel für die Verfolgungspraxis im Protektorat Böhmen und Mähren an, die er im Schlusskapitel untersucht:

In diesem Kapitel konzentriere ich mich auf eine bislang eher vergessene Seite der auf das Vermögen gerichteten Verfolgung der Roma: korrupte Praktiken und die Ausnutzung der verzweifelten Lage der Roma durch Angehörige der Sicherheitsorgane des Protektorats zum Zweck der eigenen Bereicherung. Ich bin bestrebt, das Gewirr der Beziehungen, Verpflich-

tungen und gegenseitigen Abhängigkeiten zu veranschaulichen, die Opfer und Täter der rassischen Verfolgung verbanden. (S. 143)

Smlsal konzentriert sich bei seiner Darstellung zwar auf auf Dubovýs Tätigkeit während des Protektorats, skizziert aber auch, wie es nach Kriegsende für diesen Polizeiaagenten weiterging. Er blieb unbehelligt. Zwar sagten mehrere überlebende Roma gegen ihn aus, doch wurde ihren Berichten misstraut.

Im Schlusskapitel geht der Autor zudem auf Probleme bei der Erforschung der Verfolgung der böhmischen und mährischen Sinti und Roma ein. Er betont, dass die Einführung der gegen die Roma gerichteten Maßnahmen im Kontext des wachsenden Drucks verstanden werden muss, den das nationalsozialistische Deutschland auf die Protektoratsverwaltung ausübte. Ebenso wichtig sei es aber, die Rolle, die die Kriminalpolizei des Protektorats in diesem Prozess spielte, klar zu benennen. Dabei können Unterschiede zwischen Böhmen und Mähren ausgemacht werden: In Böhmen ging die Kriminalpolizei des Protektorats aktiver und rücksichtsloser vor, in Mähren dagegen hatten die Roma eine größere Chance auf Rettung, was auf ihre Sesshaftigkeit und die stärkeren Verbindungen mit der lokalen Mehrheitsbevölkerung zurückzuführen war.

Dennoch wurde die Mehrheit nicht nur der böhmischen, sondern auch der mährischen Sinti und Roma in den Lagerkomplex Auschwitz-Birkenau deportiert, aus dem ein Großteil von ihnen nicht zurückkehrte. Das wirft die Frage nach der Strafverfolgung der Täter und derer auf, die an der Durchführung des Genozids beteiligt waren. Smlsal geht auf dieses Thema kurz ein und stellt fest, dass in den meisten Fällen keine gerichtliche Verfolgung und somit auch keine Bestrafung stattfand. Vor den Volksgerichten, die in der Tschechoslowakei zwischen 1945 und 1948 wirkten und das Geschehen während der Kriegs- und Besatzungszeit aufarbeiten sollten, fand das Zeugnis der überlebenden Sinti und Roma keine Berücksichtigung. Nach dem Krieg kam es in diesem Rahmen lediglich zu drei Anklagen im Zusammenhang mit der Ermordung der Roma aus dem Protektorat, verurteilt wurde letztlich nur einer der Angeklagten.

Der Autor betont, dass sich nach dem Krieg ein Schema für die Deutung und Spruchpraxis der Volksgerichte herausbildete, demzufolge die Kriegsverbrechen „von Nazis und einheimischen Verrätern“ begangen worden seien, „wohingegen sich die Mehrheit des Volkes den Besatzern heldenhaft widersetzte.“ (S. 198) Prozesse fanden daher nur gegen einzelne ausgewählte Repräsentanten des Besatzungsregimes statt, während zugleich die Kontinuität einiger staatlicher Institutionen, in diesem Fall der Polizei, gewahrt wurde:

Die Notwendigkeit zur Erhaltung eines funktionalen Staatsapparates (in unserem Fall der Repressionsorgane) führte also einerseits zur Erteilung exemplarischer Strafen und andererseits zur de facto nahtlosen Fortsetzung der Karrieren gewöhnlicher Angestellter. Im Fall der Protektorats-Gendarmen bedeutete ihre Tätigkeit in den Konzentrationslagern somit keinerlei Hindernis für ihre weitere Anstellung bei der Polizei (S. 198).

Damit stellt Smlsal klar: Die Leiden der Roma-Bevölkerung endeten nicht mit dem Kriegsende und der Befreiung aus den Lagern im Mai 1945. Sie setzten sich auch nach Kriegsende fort, da die Mehrheit der Täter straffrei blieb.

Portmann, Kateřina et al.: *Návrat domů. Po stopách obětí holocaustu v Liberci* [*Returning Home. In the Footsteps of Holocaust Victims in Liberec*].

Kalendář Liberecka, spol. s r.o., Liberec 2024, 397 pp., illustrations, portraits, ISBN 978-87213-22-3.

One of the characteristically brutal traits associated with the Holocaust were the Nazi regime's unequivocal attempts to dehumanize its victims. They gradually deprived "undesirables" of opportunities for involvement in economic, social and cultural life, thereby slowly stripping them of their human dignity. As a result of these discriminatory measures, the affected people systematically ended up in what was called the "ghetto without walls", leaving them isolated from majority society, which was then free to forget them. This slow process enabled consequent rapid deportation to actual ghettos, concentration camps, and death camps. Any traces of Jews, and indeed their stories, were to be erased from human civilization and memory. This process was particularly swift in the Liberec region. After the end of the Second World War, a mere fraction of the former Jewish population returned to settle in the city. In addition, those who knew the Jews in question and could remember them also disappeared from Liberec, a city in the North of Bohemia with a predominant German-speaking population until 1945, as a result of the post-war expulsion of the original German-speaking population. The book *Returning Home* (*Návrat domů*) aims to restore the fates and identities of vanished Liberec citizens to public consciousness because, as is written in the Talmud, "a person is only forgotten when their name is forgotten" (p. 16).

A total of 81.000 men, women, and children from the Czech Lands died in the Holocaust. This included at least 716 people from Liberec, including some who did not identify as Jews in either the religious or the ethnic sense. Based on the Nuremberg Laws, the Nazi regime defined "undesirables" in line with their own racial criteria, but it also persecuted people who did not consider themselves Jewish (p. 11). Current research indicates that 771 citizens originally from Liberec were deported to a ghetto, concentration camp, or death camp; only 55 of them survived the war. Those deported were guilty only of being born – and of later being designated Jewish under the Nuremberg Laws. Under the prevailing circumstances, this designation was tantamount to a death sentence (p. 13-14). The publication *Returning Home* presents the stories of several inhabitants of Liberec whose lives were upended by the Holocaust.

The research is based on a scholarly project led by Kateřina Portmann at the Department of History at the Technical University of Liberec and realized together with a group of graduates. The book tells the stories of several families from the social and business elites of interwar Liberec: We can read about the families of four lawyers – Otto Straschnov, Leopold Langstein, Artur Nestadt, and Gustav Glaessner – who are Jitka Pánková's subjects of study. Tomáš Petrů acquaints readers with the turbulent life and fate of the outstanding scholar Harry J. Benda, who achieved a glittering career as a specialist on Indonesia at a top university in the United States of America while remaining practically unknown in the Czech Lands. Other texts are co-authored with Kateřina Portmann: Ondřej Sladký and Sabina

Korosová tell the stories of the families of other Liberec lawyers, namely Jaroslav Rosenbach and Walther Perlmann. Veronika Rohlíčková analyses the fate of the family of Siegfried Freund, a doctor; his descendants included the Communist politician Ludvík Frejka, who was condemned to death in the trial of Rudolf Slánský and his co-defendants. Tomáš Bendásek focuses his attention on the family of Anna and Otto Goltz, distinguished textile merchants in the Liberec region.

The stories in the book share many similarities while also being very different. The authors use the specific cases to demonstrate the utter depravity of the Nazi regime's racial policy and practice, with the chapters dedicating space to families affected by the Holocaust regardless of whether their members identified as Jews in the ethnic or religious sense. Among those who lost their lives, we find active members of the Liberec Jewish community, converts to Christianity, and even adherents and active supporters of the policies of the Sudeten German Party (SdP). We also encounter individuals claiming Czech, German, and Jewish nationality. The majority were not long-term inhabitants; most frequently, they had arrived in Liberec and settled there during the early years of the 20th century, a time when the city's dynamic development made it a tempting prospect not only for new arrivals. Later, in interwar Liberec, these individuals formed an integral part of the city's social elite. The construction of their top-quality family villas also made a significant mark on the city's public spaces. Alongside their personal, professional, or business interests, many of these people were also socially engaged, being active as patrons in various associations or contributing their own work to the (local) press. They were definitely not "invisible".

In *Returning Home*, the authors use in-depth analyses of the stories of individual families to demonstrate that the people designated as Jews by the Nuremberg Laws constituted a highly heterogeneous group. To put it differently, the Jews were not an isolated community on the margins of society as defined by the Nazis, but rather an inherent and frequently very important part of it.

The research preceding this publication was greatly enriched by the descendants of survivors, that is, of those who managed to leave in time – usually young people whose departure into exile helped their parents, who did not survive the Holocaust themselves. Today, these descendants live in many places around the world, often speak their parents' mother tongue only rudimentarily or not at all, and – exceptions apart – do not identify as Jewish, either in terms of ethnicity or religion.

Learning about the lives of victims, survivors, and their descendants and life's work leads us to realize that Liberec, and indeed the entire Czech Republic, lost a great deal with them. When we consider the contents of the book *Returning Home*, we come to understand that many of the survivors and their family members unequivocally subscribed to the creed of eminent neurologist, psychiatrist, founder of existential analysis and speech therapy, and Holocaust survivor Viktor Frankl "to say yes to life, in spite of everything" (p. 17).

The stories of individual families, told in detail and with care, are also highly readable. Likewise noteworthy are the beautiful, embossed typography and unique cover, supplemented by several perforations creating a special aesthetic impression. In addition, the book also contains black-and-white photos – mostly photos of vic-

tims and survivors along with their families, their homes, and preserved personal documents. These photos illustrate the text as well as amplifying the weight and gravity which almost inevitably strikes the reader given the subject matter. The book – and indeed the entire project of which it forms a part – enjoyed great success: They were jointly awarded the *Počín na území města* (City Achievement) prize. The publication itself became the Liberec Region Book of the Year 2025 and was even longlisted for the prestigious *Magnesia Litera* prize for publishing achievements.

One of the project's aims is to pass on – with the direct participation of the involved students – the newly acquired expert knowledge to the region's public sphere and the educational space of primary and secondary schools in the Liberec region. Tangible outputs include the outdoor panel exhibition *Returning Home: Liberec's Holocaust Victims*, which had a preview in 2023, as well as public lectures and workshops. The scholars also prepared guided walking tours around Liberec's monuments for senior citizens. Students also participated in themed excursions (e.g. to the Terezín Memorial) with primary and secondary school pupils. The laying of *Stolpersteine* in partnership with the Liberec Jewish Community was another integral part of the project, alongside the organization of various other acts of remembrance.

One of the main aims of the *Returning Home* project was to halt and reverse, at least symbolically, the Nazis' process of dehumanizing Holocaust victims and erasing any memories of them, and thus to reinstate the names and life stories of those who did not survive. In this context, citizenship of the city was symbolically restored to those murdered by conferring it to their descendants, who travelled to Liberec from all over the world. This ceremony and other moments during the visit of survivors to Liberec were documented by Czech Television on 28 February 2025.¹

The book's introduction expresses a plea aimed at the reading public for a certain leniency regarding the fact that, for most of the authors, it is their first published work. This fear, I feel, is unfounded – for in my opinion the book is a unique achievement, a touching and beautiful work (if such a thing can be said given the subject matter) that unequivocally merits the attention of readers across various categories. One can hope that *Returning Home* will be followed by subsequent projects, as research like this is an important element of remembrance culture. And at least on a symbolic level, it enables the citizens of Liberec who were disenfranchised, driven into exile, or murdered to return home.

Liberec

Zuzana Cilerová

¹ Available online; URL: <https://www.ceskatelevize.cz/porady/11690334848-sousedede/425236100111002/> (from approx. 14 min.)(last access: 13.10.2025).

Hamel, Anne-Christine: Die Deutsche Jugend des Ostens. Interessenpolitik junger Vertriebener im Spannungsfeld von Heimat, kultureller Identität und Integration.

Brill V&R Unipress, Göttingen 2025, 1008 S. (Jugendbewegung und Jugendkulturen. Schriften. Bd. 21), ISBN 978-3-8471-1655-4.

Wie wird man einem Buch gerecht, in dem unendlich viel Arbeit steckt: Gedanken, Recherchen, Lektüren, Schreibprozesse? Eine Rezension kann dies nicht wirklich leisten. Im vorliegenden Fall umso weniger, als eine Publikation von dichten 1000 Seiten vorliegt. Es handelt sich um die Leipziger Dissertation von Anne-Christine Hamel, die sich der Geschichte der Deutschen Jugend des Ostens (DJO) widmet. Diese war – zumindest in der frühen Bundesrepublik – eine wichtige Jugendorganisation und wirkte über Generationen hinweg prägend auf das Milieu der aus ihrer Heimat geflohenen und vertriebenen Deutschen.

Das chronologisch angelegte Buch hat in seinen vier Hauptkapiteln einen beinahe ganzheitlichen Anspruch, dessen Schwerpunkte der Untertitel gut wiedergibt. Das einleitende Kapitel verdient dabei ganz besondere Beachtung, weil die Autorin hier ihre Fragestellungen, methodischen Ansätze und den Stand der Forschung skizziert. Manches davon geht im Laufe der Darstellung zwar verloren. Doch ist es Hamel hoch anzurechnen, dass sie sich immer wieder bemüht, ihre theoretischen Grundüberlegungen zur Organisationstheorie auf das konkrete Beispiel anzuwenden und nicht als obligatorische Floskeln eines Vorworts stehen zu lassen, wie das in anderen Arbeiten häufig der Fall ist. Diese Einschätzungen lesen sich über das eigentliche Thema hinaus mit großem Gewinn.

Der zweite Teil des Bandes widmet sich der schwierigen Entstehung der DJO aus unterschiedlichen Kontexten. Besonders verdienstvoll ist hier die Bezugnahme auf allgemeine Traditionen der deutschen Jugendbewegung mit deren nicht unproblematischem Erbe. Anders als die nach dem Herkunftsprinzip gegliederten Landsmannschaften verstand sich die DJO von Beginn an als die Stimme der jungen Generation aller Vertriebenen, deren Mitglieder im Laufe der Jahre immer stärker von ihren Erfahrungen in der „neuen Heimat“ geprägt sein sollten. Diesen Integrationsprozess unter Bewahrung kultureller Traditionen und Praktiken der Elterngenerationen zu begleiten, stellte sich als die zentrale Aufgabe der DJO bis Ende des 20. Jahrhunderts heraus.

Der dritte Teil zu den 1950er und 1960er Jahren ist vielleicht der interessanteste des Buches. Zum einen wird hier deutlich, wie sich die Schwerpunkte der Arbeit der DJO hin zu einem „Erziehungsauftrag“ verschoben, zum anderen taucht die Autorin tief in den Alltag der Jugendarbeit ein und arbeitet vor allem geschlechter-spezifische Besonderheiten und die Rolle von Symbolen wie der Kleidung heraus. Hier hätte man sich durchaus mehr Details gewünscht, etwa auch bei den heute selten anmutenden Grenzlandfahrten und Mahnfeuern, die in der Erinnerung der Beteiligten offenbar tiefe Spuren hinterlassen haben. Das folgende Unterkapitel fällt gegenüber den vorhergehenden deutlich ab, weil es entgegen dem Untertitel eben nicht das Verhältnis zu den „osteuropäischen Nachbarstaaten“ in den Blick nimmt, sondern lediglich das Verhältnis zur DDR (die in der häufig zitierten Arbeit von Heike Amos zudem schon gut erforscht ist). Hier wäre es zum Beispiel gut gewesen,

mehr zu den Kontakten in die Tschechoslowakei in den 1960er Jahren zu erfahren, die es zweifellos gegeben hat.

Teil vier untersucht den Paradigmenwechsel der westdeutschen Gesellschaft um das Jahr 1970 herum, der für die Aktivitäten der DJO nicht ohne Folgen bleiben konnte. Besonders deutlich wird dies im Umgang mit den diversen Anträgen auf ihren Ausschluss aus dem Deutschen Bundesjugendring. Die Autorin schildert die Konfliktsituation exemplarisch am Beispiel des sogenannten Flaggen-Vorfalles von Kassel 1970, als drei dem Verband nahestehende Männer, darunter der spätere Juraprofessor Dietrich Murswiek, während des Staatsbesuchs des DDR-Ministerpräsidenten Willy Stoph die DDR-Fahne vom Mast holten. Dieses Ereignis hatte weitreichende Konsequenzen für die Wahrnehmung des Verbandes in Öffentlichkeit und Politik. Zugleich wird auch deutlich, wie sich an der Basis die Klientel der interessierten Jugendlichen entscheidend zu verändern begann. Es war nun vor allem auf dem Land nicht mehr die Regel, dass Mitwirkende einen Vertriebenenhintergrund hatten. Vielerorts wurde besonders geschätzt, dass jemand überhaupt altersgerechte Aktivitäten anbot.

Der neue Zeitgeist hatte auch Folgen für das Binnenklima des Verbandes, wo sich Befürworter der Neuen Ostpolitik und deren Gegner oftmals unerbittlich gegenüberstanden. Hier wurden bereits Entwicklungen sichtbar, die letztlich zur weitgehenden Trennung von DJO und dem Bund der Vertriebenen (BdV) führen sollten. Neben den inhaltlichen Unterschieden, die im Laufe der Zeit immer sichtbarer wurden, traten auch persönliche Rivalitäten zutage, die die Autorin etwas deutlicher hätte herausarbeiten können. Dass sie dies nicht tut, ist auch die Folge davon, dass sie ihrem Oral History-Ansatz, den sie immer da einbringen möchte „wo sich die Aktenlage als dünn erwies“ (S. 61) offenbar selbst nicht wirklich traut. Jedenfalls fristen die zehn Interviews, die sie im Rahmen des Projekts führte, eher ein Schattendasein. Insgesamt wird man den Eindruck nicht los, dass bei der berechtigten Betonung von Strukturen und Interaktionen die Personen in ihrer Plastizität wenig sichtbar sind. Hierfür hätte es eines ausführlicheren Blicks auf ihre Biografien und Verortungen bedurft. In diesem Zusammenhang wäre auch die Reflexion über die Kontinuitäten der DJO zur NS-Zeit angebracht gewesen – einem Thema, das sich sowohl personell, als auch in Bezug auf die Einstellungen der Funktionäre sowie bei der Symbolik in der Repräsentation des Verbandes aufdrängt. Doch hier wie im gesamten Buch hält sich Hamel mit eigenen Bewertungen zurück.

In der konzisen Schlussbetrachtung fasst Hamel die zentralen Thesen und Schwerpunkte der Arbeit zusammen und demonstriert dabei eindrucklich, in welchen Lebensbereichen die DJO eine tiefe Wirkung auf das gesamtgesellschaftliche Geschehen der Bundesrepublik gehabt hat.

Angesichts der Tatsache, dass die Geschichte der DJO vermutlich nie wieder das Thema einer eigenständigen Monografie sein wird und die Verfasserin ein so umfassendes Wissen über diese Organisation mitbringt, müssen allerdings auch ein paar kritische Wort erlaubt sein. Wer wird eine tausendseitige Arbeit lesen? Es wäre die Aufgabe des Betreuers der Arbeit gewesen, darauf hinzuweisen, dass es nicht darum gehen kann, alles, was in Quellen und Literatur gefunden wurde, zum Teil einer Qualifikationsschrift zu machen. Die Kunst, die wesentlichen Elemente auszuwäh-

len und darzustellen, gehört zu Recht auch zu den zentralen Herausforderungen beim Verfassen einer Dissertation. Es ist nicht nötig, interne Konflikte und Papiere auf Dutzenden von Seiten zu beschreiben und Themen einzubeziehen, die eher am Rande des Feldes liegen (wie der Ostkunde-Unterricht oder allgemeine Überlegungen zu Flucht und Vertreibung). Als Nachschlagewerk eignet sich das Buch auch nicht, weil unverständlicherweise auf ein Orts- und (noch schlimmer) auf ein Personenverzeichnis verzichtet wurde.

Inhaltliche Fehler finden sich in der Arbeit kaum. Die Ausweisung der Deutschen aus der Tschechoslowakei erfolgte nicht „durch die Alliierten“ (S. 77). Statt „Turczinski“ muss es „Turczynski“ heißen (S. 145). Hierbei handelt es sich um einen der später wichtigsten Historiker der Bukowina, was der Verfasserin offenbar nicht bewusst ist. Hans Neuhoff war nicht Vorsitzender, sondern Generalsekretär des BdV (S. 874).

Die genannten Monita ändern allerdings nicht die Gesamtbewertung, dass Hamel eine größtenteils überzeugende und wichtige Darstellung vorgelegt hat, die für die Erforschung der Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen in der Bundesrepublik von größter Wichtigkeit ist. Dies ist auch und gerade deshalb der Fall, weil sie sich, ohne ihre Standpunkte zu verleugnen, von der überholten Dualität des „pro“ und „contra“ in Bezug auf „Vertriebenenthemen“ löst und das Thema in das weite Feld der deutschen Zeitgeschichtsschreibung einbetten kann.

Marburg

Markus Krzoska

Pažout, Jaroslav: „Střežíme a prosazujeme socialistickou zákonnost“. Nejvyšší orgány československé prokuratury a jejich působení v letech 1969–1989 [„Wir schützen und setzen die sozialistische Rechtsstaatlichkeit durch“. Die leitenden Organe der tschechoslowakischen Prokuratur und ihre Arbeit 1969–1989].

Ústav pro studium totalitních režimů, Praha 2024, 562 S. (+ 1264 S. Quellenedition), ISBN 978-80-7516-048-5.

Obwohl sie ein wichtiges Element im Justizapparat der kommunistischen Tschechoslowakei war, gibt es bislang nur wenig Forschung zur Prokuratur. Das zu ändern, hat sich vor einigen Jahren der Historiker Jaroslav Pažout zur Aufgabe gemacht. Als abschließendes Ergebnis seiner Forschungen hat er nun ein knapp 600 Seiten starkes Buch vorgelegt. Der Band bietet eine detaillierte Beschreibung der Entwicklung der leitenden Organe der tschechoslowakischen Prokuratur zwischen 1969 und 1989, also in der Zeit zwischen der Föderalisierung der Tschechoslowakei und dem Sturz des kommunistischen Regimes. Er widmet sich den drei in dieser Zeit bestehenden Generalprokuraturen, das heißt der gesamtstaatlichen Generalprokuratur der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik (ČSSR) (Generální prokuratura, GP) und ihrer Pendants auf der Ebene der beiden Teilrepubliken, der GP der Tschechischen Sozialistischen Republik (ČSR) und der GP der Slowakischen Sozialistischen Republik (SSR). Bei seiner Darstellung dieser Institutionen, ihrer Entwicklung und Aktivität stützt sich Pažout auf umfangreiche Archivarbeit, die nicht nur Dokumente zur Tätigkeit der genannten Generalprokuraturen umfasst, sondern

auch Bestände des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (ÚV KSČ) und des Büros des Präsidenten der Republik.

Die Prokuratur entstand in der Tschechoslowakei bereits kurz nach dem kommunistischen Umsturz vom Februar 1948. Im Jahr 1952 wurde sie nach sowjetischem Vorbild endgültig zum Organ der allgemeinen Aufsicht über die Einhaltung der Gesetze und zur „Hüterin der sozialistischen Rechtsstaatlichkeit“ erhoben und war damit mehr als lediglich ein Organ der öffentlichen Anklage. Auf dem Gebiet der heutigen Tschechischen Republik existierte die Prokuratur bis 1993, als sie durch die Staatsanwaltschaft ersetzt wurde, die einen Bestandteil der Exekutive bildet.

Im ersten Kapitel seines Buches rekonstruiert Pažout die Entwicklung der Führungsränge der GP ČSSR zu Beginn der Normalisierung, das heißt, in der Zeit nach der gewaltsamen Niederschlagung des „Prager Frühlings“ im Jahr 1968. Dabei kann er gleich für die Phase zwischen Frühjahr und Dezember 1969 eine personelle Rochade rekonstruieren: Nach dem Rücktritt des Generalprokurators Miloš Čerňovský wurde, anders als ursprünglich vorgesehen, nicht Parteifunktionär Zdeněk Zuska (1931-1982) als sein Nachfolger ins Amt berufen. Statt seiner wurde im Mai 1969 Ján Feješ (1909-1988), ein Freund des neuen Generalsekretärs des ÚV KSČ Gustáv Husák, zum Generalprokurator ernannt. Kurz nach Feješ kam Zbyněk Kiesewetter (1930-2015) als Hauptmilitärprokurator und Stellvertreter des Generalprokurators hinzu. Feješ blieb bis zu seinem Tod im Jahr 1988 im Amt; sein Nachfolger war der vormalige Justizminister der SSR, Ján Pješčák (1925-2015).

Im umfangreichen zweiten Kapitel beschreibt Pažout die Auswirkungen der Föderalisierung auf die Struktur der GP ČSSR. In der Slowakei gestaltete sich die Bildung einer eigenständigen Generalprokuratur schwieriger als in der Tschechischen Sozialistischen Republik. Anfang der 1970er Jahre avancierten das Kollegium des Generalprokurators der ČSSR und die regelmäßigen Sitzungen der Leitung der GP ČSSR zu wichtigen Führungsinstrumenten des Systems, deren Funktionsweise Pažout ausführlich darlegt. Ein eigenes, wertvolles Unterkapitel widmet er dem Forschungsinstitut für Kriminologie (Výzkumný ústav kriminologický), das der GP ČSSR angegliedert war.

Das dritte Kapitel befasst sich mit der personellen Entwicklung der Generalprokuraturen. Zu Beginn der Normalisierung wurde das Nomenklatursystem vollständig wiederhergestellt, das die Genehmigung der Kandidaten für Führungspositionen der Prokuratur durch die KSČ vorsah. Das stellte sicher, dass ausschließlich regimetreue Personen in diese Positionen gelangten. Wer nach 1968 aus der KSČ ausgeschlossen worden war, wurde entlassen. Unter diesen Bedingungen sollte es bis Ende der 1970er Jahre dauern, bis alle Planstellen für Prokuratoren in den Generalprokuraturen besetzt waren. Mitte der 1970er Jahre lag der Anteil an Parteimitgliedern in den Prokuraturen insgesamt bei rund 50 Prozent, stieg innerhalb weniger Jahre auf 80 Prozent, bis 1988 schließlich sämtliche Mitarbeiter:innen der Prokuratur auch Mitglieder in der Partei waren. Dieser Umstand stellte keine reine Formalität dar, sondern zeitigte deutliche Auswirkungen auf die Tätigkeiten der GP ČSSR. Anhand einer Reihe anschaulicher Beispiele belegt Pažout die zunehmende Politisierung des Arbeitsalltags in den Generalprokuraturen.

Das vierte Kapitel beleuchtet das Vorgehen der Generalprokuraturen bei der

Ausübung der sogenannten „allgemeinen Aufsicht über die Einhaltung der Rechtsstaatlichkeit“ anhand konkreter Fälle. Die GP ČSSR und die Generalprokuraturen der Republiken beobachteten unter anderem die Entwicklung der Kriminalität und befassten sich mit Möglichkeiten der Prävention von Straftaten und der Resozialisierung Krimineller. In diesem Zusammenhang weist Pažout auf die sogenannte Schutzaufsicht (*ochranný dohled*) hin, die Gerichte als Maßnahme im Anschluss an eine Freiheitsstrafe verordnen konnten. Dieses Instrument wurde 1973 mit dem Ziel eingeführt, die Rückfallquote bei Straftaten zu senken. Es wurde später aber auch zur Disziplinierung von vorbestraften Dissidenten eingesetzt.

Das fünfte Kapitel widmet Pažout der Rolle der Generalprokuraturen bei der politischen Verfolgung oppositioneller und nonkonformistischer Aktivitäten von Bürgern, wobei er ein besonderes Augenmerk auf die sogenannten Spezialabteilungen legt. In diesem Zusammenhang geht er ausführlich auf die Aktivitäten der Prokuraturen nach der Gründung der Bürgerrechtsorganisation Charta 77 ein. Als dann in den Jahren zwischen 1987 und 1989 mehrere neue Bürgerinitiativen und -bewegungen entstanden, regten sich bei der GP ČSSR und GP ČSR Befürchtungen, diese könnten den Keim für die Entstehung oppositioneller Parteien bilden.

Die Publikation enthält nicht nur eine Übersicht über die Quellen und ein umfangreiches Literaturverzeichnis, sie wird auch durch eine Dokumentensammlung zur Geschichte der führenden Organe der tschechoslowakischen Prokuraturen in den Jahren 1966 bis 1989 ergänzt, die im Internet zum Download verfügbar ist.¹ Diese Edition umfasst mehr als 470, zum Teil ausführlich kommentierte Dokumente. Das Namenregister am Ende der Monografie enthält zudem Namen, die nur in der Edition enthalten sind. Daneben ist die Monografie mit einer Reihe von Nachdrucken originaler Dokumente illustriert.

Monografie und Edition bilden einen Meilenstein für die tschechische zeit- und rechtshistorische Forschung. Ihre Bedeutung weist über das engere Thema der Prokuraturen in der sozialistischen Tschechoslowakei hinaus. Zum einen kann Pažout auf der Basis umfassender Quellenstudien die Entwicklung dieser mächtigen Institution aus verschiedenen Perspektiven beleuchten, zum anderen geht er den Personalentscheidungen nach, die hier nach 1969 getroffen wurden, fragt nach Positionen zu politischen und rechtlichen Problemen und danach, wie die Führungsebene auf politische Ereignisse, gesellschaftliche Phänomene oder auch schwere Straftaten reagierte. Im Kapitel über die Rolle der Generalprokuratur bei der Verfolgung oppositioneller und nonkonformistischer Bürgerinitiativen in den 1970er und 1980er Jahren konnte der Autor auf seine früheren Forschungen zurückgreifen.

Mit der Edition hat Pažout eine Vielzahl von Quellen zur Geschichte der tschechoslowakischen Prokuratur in der Ära der Normalisierung zugänglich gemacht; seine Monografie ist deshalb ein Standardwerk, auf das sich die Forschung in Zukunft stützen können. Einige Kommentare zu den editierten Dokumenten sind zudem so gründlich und detailliert, dass sie ihren Wert auch als kleine rechtsgeschichtliche Kasuistiken haben.

¹ URL: https://www.ustrcr.cz/wp-content/uploads/2024/10/Prokuratura_dokumenty.pdf (letzter Zugriff 20.05.2025).

Bei der Lektüre des Werkes drängt sich immer wieder der Gedanke auf, wie produktiv der Vergleich der tschechoslowakischen kommunistischen Prokuratur mit der Staatsanwaltschaft der DDR wäre.² Hier bestehen eine Reihe auffälliger, manchmal sogar überraschender Ähnlichkeiten. Die Parallelen liegen nicht allein in der Organisation der Behörde, der Führungskultur und dem Ablauf der Verfahren, auch was die nahezu hundertprozentige Mitgliederquote in der herrschenden Staatspartei betrifft, waren die GP ČSSR und die Generalstaatsanwaltschaft in Ost-Berlin in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre ebenbürtig. Nicht zuletzt hatten sie mit ähnlichen Problemen zu kämpfen. Sowohl in der Tschechoslowakei wie auch in der DDR waren noch in den 1970er Jahren zahlreiche Staatsanwälte Absolventen von Schnellkursen – mit den entsprechenden Mängeln im juristischen Wissen und Handwerkszeug. Und in beiden Staaten griff die kommunistische Parteiführung in Strafverfahren ein. Sollte Pažout selbst einen solchen Vergleich in Zukunft nicht angehen, bieten seine Monografie und die dafür herausgegebenen Editionen eine umfangreiche Materialbasis für andere Forschende, die sich dieser Aufgabe stellen möchten.

An Pažouts wichtigem Werk gibt es wenig und nur Kleinigkeiten zu kritisieren. Auf eine Leserschaft, die mit der internationalen und insbesondere der deutschen Forschung zur kommunistischen Justiz vertraut ist, wirkt es möglicherweise irritierend, dass der Autor stellenweise die Quellsprache und damit den zeitgenössischen Jargon übernimmt.³ Hier wäre eine größere begriffliche Distanz angemessen. Allerdings gilt es zu bedenken, dass Pažout mit seiner Arbeit Neuland betreten hat, und zwar eines, dessen sich die tschechische Rechtswissenschaft in den letzten drei Jahrzehnten hätte annehmen sollen, was leider nicht geschehen ist. Im Vergleich zu seinen deutschen Kollegen, die heute zur Justizgeschichte der DDR forschen, stand Pažout somit vor einer viel größeren und komplexeren Herausforderung.

Ferner haben sich an einigen Stellen kleine Irrtümer eingeschlichen: So wird der Militärprokurator Zbyněk Kiesewetter in einer Anmerkung (S. 9 f., Anm. 2) und in der Übersicht der zeitgenössischen Fachliteratur (S. 508) fälschlich als „Zdeněk“ angeführt; der Generalprokurator der Tschechischen Sozialistischen Republik Jaroslav Krupauer an mehreren Stellen unter dem Namen „Jaromír“ (S. 118, Anm. 157; S. 408, Anm. 540; S. 410, Anm. 544; S. 411, Anm. 545 und 546, S. 444, Anm. 580).

Der langjährige ostdeutsche Minister für Staatssicherheit Erich Mielke (1907–2000) kommt zwar in einem Bericht des Generalprokurators der ČSSR Feješ an Gustáv Husák vom August 1971 über das Strafverfahren gegen den ehemaligen tschechoslowakischen Innenminister Rudolf Barák vor (S. 79), aber nicht im Personenverzeichnis. Offenbar hatte Feješ keine Ahnung, wer der Mann war, der bei

² Boof, Christian/Richter, Sebastian: „Kristallhart gegenüber allen Feinden“. Die DDR-Staatsanwaltschaft und das MfS im politischen Strafprozess. Göttingen 2024, dazu meine Rezension in: *Securitas Imperii* 45 (2024) 231–237.

³ Zum Beispiel: „Grenzverletzer“ (S. 43); „verstärkte Aktivitäten zur Prävention von Verstößen gegen die sozialistische Rechtsstaatlichkeit“ (S. 97); „Schaffung von Bedingungen für die Eindämmung der Kriminalität und ihre schrittweise Entfernung aus der sozialistischen Gesellschaft“ (S. 113); „erhöhte Qualität und Beanspruchung der staatsanwaltschaftlichen Aufsicht“ (S. 139); „Umbau des Wirtschaftsmechanismus“ (S. 345).

ihm als „ein gewisser Milke [sic] aus der DDR“ erscheint. Im selben Bericht (S. 81) wird der ehemalige polnische Innenminister und damalige Sekretär der Kommunistischen Partei Polens (PZPR) Mieczysław Moczar (1913-1986) genannt; auch er fehlt im Namenregister.

Pažouts Behauptung, dass verurteilten Personen, die während der Haft die hohen Arbeitsnormen nicht erfüllen konnten, die Verlegung in eine Strafvollzugsanstalt mit strengerem Regime drohte (S. 267), wird erst durch eine vertiefte Untersuchung überprüft werden können. Über eine Verlegung entschied nämlich das örtlich zuständige Bezirks- bzw. Kreisgericht, und der Grund für eine solche Entscheidung war in der Regel nicht nur die Nichterfüllung der Arbeitsnormen, sondern in der Regel auch schwerwiegende und wiederholte Disziplinarverstöße. Die Zahlen, die der Autor auf der Grundlage zeitgenössischer Berichte und Analysen für die Personen anführt, die zwischen 1969 und 1973 die Republik verließen (S. 412), beziehen sich offensichtlich höchstens auf die zum Zeitpunkt der Bearbeitung des Berichts bereits Verurteilten. Viele, die das Land 1968 oder 1969 verlassen hatten, wurden erst Mitte der 1970er Jahre oder noch später verurteilt. Auch die genannte Zahl der Personen, die zwischen 1977 und 1980 wegen Republikflucht angeklagt wurden, scheint mir sehr niedrig und müsste mit den einschlägigen Gerichtsakten abgeglichen werden. Bei der Aufzählung der Bürgerinitiativen aus den späten 1980er Jahren (S. 464) fehlen die Demokratische Initiative (*Demokratická iniciativa*) und der John-Lennon-Friedensclub (*Mírový klub Johna Lennona*), deren Mitglieder Opfer einer systematischen Verfolgung durch die Staatssicherheit und die kommunistische Justiz wurden und Freiheitsstrafen ohne Bewährung erhielten. Eine namentliche Erwähnung (und damit die Aufnahme in das Personenregister) hätte Antonín Těšík verdient, der im Februar 1989 als Einzelrichter am Bezirksgericht für Prag 2 Jana Petrová und Otakar Veverka wegen ihrer Teilnahme an der sogenannten Palach-Woche verurteilte (S. 475). Auch hätte sich Pažout bei der Einordnung dieses Ereignisses nicht ausschließlich auf den Bericht der Generalprokuratur (S. 475 f.) stützen dürfen: Die Zahl der strafrechtlich verfolgten Teilnehmenden an den Protesten vom Januar 1989 in Prag war in Wirklichkeit wesentlich höher als in diesem Bericht angegeben.

Trotz dieser kleinen Unzulänglichkeiten, die sich in einer neuen Auflage größtenteils schnell korrigieren ließen, kann Pažouts Monografie nur als hervorragend bezeichnet werden. Mit ihr und der ungewöhnlich sorgfältig erstellten Quellenedition hat der Verfasser eine seit langem bestehende, große Lücke in der Erforschung einer der wichtigsten Institutionen der Machtausübung in der kommunistischen Tschechoslowakei geschlossen. Zugleich hat er eine zuverlässige Grundlage geschaffen, auf der die künftige Forschung zur Justizpraxis insbesondere während der Ära der Normalisierung aufbauen kann.

Hroch, Miroslav: Leben, Lehren und Forschen in Zeiten des Umbruchs. Erinnerungen eines Prager Historikers. Übersetzt von Eliška Schuster.

Böhlau, Köln 2024, 290 S. (Intellektuelles Prag im 19. und 20. Jahrhundert 23), ISBN 978-3-412-53149-2.

Der tschechische Historiker Miroslav Hroch, der vor allem durch seine Forschungen zur Geschichte des Nationalismus und durch seinen vergleichenden Ansatz eine internationale Reputation gewann, legt seine Autobiografie vor. Es ist eine klassische Autobiografie aus Erinnerungen, nicht eine Autobiografie als politisches Manifest wie sie Alfred Grosser schrieb, auch keine auf ausgedehnten Archivbesuchen oder auf Oral history aufbauende, wissenschaftliche Autobiografie wie sie zuletzt Christoph Charle und Ewald Frie vorgelegt haben.¹ Hroch, der aus einer tschechischen Arbeiterfamilie stammt und in Prag aufwuchs, gehört zu den heute meist nicht mehr lebenden Jahrgängen, die die Zwischenkriegszeit und den Zweiten Weltkrieg noch als Kinder und die turbulente Nachkriegszeit als Jugendliche erlebten. Die meisten Autobiografien von Historikern, die derzeit publiziert werden, stammen von deutlich jüngeren Historikern.² Miroslav Hroch verfolgt mit seiner Autobiografie das Ziel, zu schildern, wie ein Teil seiner „Generation mit dem Unterdrückerregime zurechtkam“ und sich dabei bemühte, „in möglichst großer Distanz zu dem politischen System zu leben, [...] ein Stück ehrlich erbrachter und nachhaltiger Arbeit zu hinterlassen“ (S. 287 f.).

Für einen mit der tschechischen und ostmitteleuropäischen Geschichte im Kalten Krieg wenig vertrauten Historiker wie dem Rezensenten ist diese Autobiografie vor allem aus zwei Gründen aufschlussreich: Sie ist eine Geschichte der Erfahrungen von Systemumbrüchen und Diktaturen und gleichzeitig die Geschichte einer internationalen Historikerpersönlichkeit und des internationalen, blockübergreifenden Austauschs im Kalten Krieg. Beides steht in einem Spannungsverhältnis zueinander.

Man liest mit Spannung, wie der Schüler und später der Wissenschaftler Miroslav Hroch diese Umbrüche erlebte: als Schüler die brutale Besatzung des NS-Regimes, die Resistenz der Lehrer am Gymnasium, der Stolz des Schülers Hroch über die Beteiligung seines Vaters an dem Maiaufstand gegen die deutsche Okkupation kurz vor der Kapitulation; danach die Freude an der neuen Meinungsfreiheit auch für Gymnasiasten während der liberalen drei Jahre bis zur kommunistischen Machtübernahme; die Verbitterung über diese Machtübernahme im Februar 1948 in dem sozialistischen familiären Milieu Hrochs und die Erfahrung der Beseitigung der

¹ Grosser, Alfred: Die Freude und der Tod. Eine Lebensbilanz. Reinbek 2011; Frie, Ewald: Ein Hof und elf Geschwister. Der stille Abschied vom bäuerlichen Leben in Deutschland. München 2023; Charle, Christophe: Racies, rameaux, feuilles. Essai de généalogie sociale et intellectuelle. Paris 2025.

² Vgl. als Beispiele Ehmer, Josef: Parallele Leben. Politischer Aktivismus und akademische Karriere. In: Historical Social Research, Supplement 34 (2023) 7-78; Hardtwig, Wolfgang: „In der Geschichte“. Historiker in West und Ost 1964-2024. Berlin 2024; Jarasch, Konrad: The Burden of German History. A transatlantic life. New York, Oxford 2023; Winkler, Heinrich August: Warum es so gekommen ist. Erinnerungen eines Historikers. München 2025; Dipper, Christof/Duchhardt, Heinz (Hgg.): Generation im Aufbruch. Die Geschichtswissenschaft in Deutschland im Spiegel autobiographischer Porträts. Köln 2024.

Schülerselbstverwaltung; später die skeptische Distanz des Wissenschaftlers Hroch zum Prager Frühling, mit dem er zwar zunehmend sympathisierte, aber dem er im sowjetischen Imperium keine Chancen einräumte; schließlich die Repressionen in den 1970er Jahren. Wie Hroch den fünften Systemwechsel seines Lebens, den Umbruch 1989/1990 und die 30 Jahre danach erlebte, wird in dieser Autobiografie nicht mehr geschildert, nur noch angedeutet.

Lange, komplexe Passagen des Buches behandeln die Zusammenarbeit und die Konflikte mit dem kommunistischen Regime in seinen unterschiedlichen Phasen. Hroch konnte zwar ohne Mitgliedschaft in der kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (KSČ) 1956 eine Assistentenstelle erhalten und ein Stück weit Karriere machen (S. 107). Aber Anfang der 1960er Jahre trat er auf Drängen seines Doktorvaters und eines anderen älteren Kollegen der KSČ bei, da ohne Parteimitgliedschaft eine Habilitation nicht möglich schien und er auch glaubte, als Parteimitglied mehr Einfluss zu besitzen, „ein Lebensschritt, für den ich mich vor mir selbst schämte,“ wie er sich erinnert (S. 145). Er musste auch dem tschechoslowakischen Geheimdienst zuarbeiten. Als die Truppen des Warschauer Paktes im August 1968 in die Tschechoslowakei einmarschierten, befand sich Hroch zu einem Forschungsaufenthalt in Göttingen und erwog das Exil. Aus privaten Gründen entschied er sich dagegen und sah sich dann während der Säuberungen der 1970er Jahre immer in der Gefahr – ähnlich wie seine Frau – von der Hochschule verwiesen zu werden. Er schildert sein Leben als eines mit dem kommunistischen Regime: punktuelle Zusammenarbeit, zeitweise Hoffnungen auf Demokratisierung, Leiden unter Repressionen, Entlassungsgefahr und Zerstörung wissenschaftlicher Standards.

Genauso interessiert liest man deshalb über die internationale Karriere Hrochs. Sie wurde schon in seiner Jugend angelegt, als er in den wenigen liberalen Jahren nach dem Ende der NS-Besatzung im Rahmen eines norwegischen Hilfsprogramms mehrere Sommerwochen bei einer norwegischen Familie verbrachte und den Zugang zu den skandinavischen Sprachen fand. Wichtigere Weichen wurden in den 1950er Jahren gestellt: Hroch wurde studentische Hilfskraft und Assistent bei dem international dicht vernetzten, mehrsprachigen Frühneuzeithistoriker Josef Polišenský, seinem Lehrer. Für ihn organisierte er Exkursionen des Instituts in das unkomplizierte Ungarn, in die ideologisch schwierige DDR und in das besonders liberale, allerdings ärmere Polen. Zudem nahm er seit den späten 1950er Jahren regelmäßig an den Tagungen zum frühneuzeitlichen Ostseeraum der Hanse teil, die von DDR-Historikern organisiert wurden und zu denen auch polnische, skandinavische, niederländische, deutsche und sowjetische Historiker eingeladen wurden.

Hroch promovierte 1962 über den baltischen Handel und die politischen Beziehungen zwischen dem Westen und dem Osten Europas im 17. Jahrhundert, also nicht zu einem tschechischen Thema. Ebenfalls in den 1960er Jahre entwickelte er sein vergleichendes Habilitationsprojekt zum Nationalbewusstsein in kleinen europäischen Ländern im 19. Jahrhundert. Ab Mitte der 1960er Jahre öffnete sich für ihn das „Tor zum Westen“ (S. 145) mit Forschungsaufenthalten in Marburg, in Paris, in Freiburg, in Göttingen und nach der Niederschlagung des Prager Frühlings und einigen restriktiven Jahren wieder in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre mit einer Reise nach London, einem Forschungsaufenthalt in Bielefeld und der Publikation

seines Buches über Nationalismus bei der Cambridge University Press. Schon seit der Jugend erworbene, breite Sprachkenntnisse, international orientierte akademische Lehrer, die Wahl von internationalen Forschungsthemen, Publikationen in mehreren Sprachen, der Aufbau eines internationalen Netzwerkes und der Wunsch, im Westen zu zeigen, dass hinter dem Eisernen Vorhang eine leistungsfähige geschichtswissenschaftliche Forschung existierte, haben ihn zu einer internationalen Forscherpersönlichkeit werden lassen.

Man bedauert bei der Lektüre dieser Autobiografie als Außenstehender und vielleicht etwas blauäugig, dass Miroslav Hroch nicht auch über seine Erfahrung mit den vergangenen 30 Jahren der postkommunistischen Forschung schreibt, in denen er weiter publizierte. Sein Buch besitzt aber drei deutliche Vorzüge. Es liest sich hervorragend, weil es wenig mit den unaufhaltsamen Siegeszügen zu tun hat, die Autobiografien mancher Anderer präsentieren, und auch weil die deutsche Ausgabe von Michael Müller fachkollegial stilistisch durchgesehen wurde. Sie ist mit umsichtiger Skepsis gegenüber den eigenen Erinnerungen und gestützt durch erhaltene eigene Unterlagen geschrieben. Schließlich bietet es für den Leser einen wichtigen Zugang zum besseren Verständnis der Arbeit von Historikern in der kommunistischen Zeit. Die schwierigen Entscheidungen und Zwänge, vor denen Historiker standen, werden eindringlich vorgeführt, die eigenen Entscheidungen nicht selten angezweifelt, wobei man in Rechnung stellen sollte, dass diese Autobiografie einen Rechtfertigungszweck besitzt. Man kann auch deutlicher sehen, wann der Eisernen Vorhang durchlässig war und wann er in aller Härte den internationalen Austausch behinderte. So stellt man sich bei der Lektüre öfters die Frage, ob der wissenschaftliche Austausch mit ostmitteleuropäischen Historikern in der Zeit des Kalten Kriegs zwar weit schwieriger, aber zeitweise doch dichter war als in der Gegenwart. Insgesamt eine spannend geschriebene, aufschlussreiche, selbstkritische Autobiografie über Resilienz in Diktaturen und über die Entstehung einer internationalen Forscherpersönlichkeit.

Berlin

Hartmut Kaelble

Pavlíček, Tomáš W./Hyklová, Petra/Šolc, Martin: Astronomers behind the Iron Curtain: The First Postwar Generation in Czechoslovakia.

MFF UK Matfyzpress, Prague 2024, 285 pp., ISBN 978-80-7378-464-5.

This book tells the story of postwar Czechoslovak astronomy as a success story in which scholars from a country of modest proportions gained international recognition in this rather expensive, equipment-intensive, politically relevant and culturally captivating field of science. It maps the postwar development of the discipline in Czechoslovakia as well as individual life trajectories of renowned Czech and Slovak astronomers. The focus lies on the 1960s and 1970s, a period when the first postwar generation – which, according to the authors, was characterized by distinctive experiences and consequently by particularly strong internal coherence – took over the organization of astronomical research in the country and its representation in international scientific fora.

Most of the text was written by Tomáš Pavlíček, a researcher and archivist at the Masaryk Institute and Archives of the Czech Academy of Sciences, but the study benefits from the insights of the two co-authors Petra Hyklová and Martin Šolc with their partly different, partly overlapping backgrounds in natural science and the history of science and astronomy. It is based on an amazingly broad range of sources, including previously unexplored archive material from several Czech archives and oral history interviews with both prominent and lesser-known Czech astronomers. The book also includes an informative appendix containing unique photographs from private and archival collections, lists of important names and observatories, tables with statistical data on the first postwar generation of astronomers, and subject and name indices. One formal point of criticism concerns the language. The study was translated from Czech and contains some awkward and at times irritating phrasing that could have been avoided with more careful language editing. Two of many examples are the use of the term “minor scholars” for scholars from smaller European countries and the statement that “[t]he Iron Curtain did not have the strict east-west opposition” (p. 259).

The book is divided into six chapters organized more or less chronologically. The first chapter entitled “Teachers” provides an overview of the tradition of astronomical research in the Czech and Slovak lands until the outbreak of World War II. This is followed by a series of mostly personal, memory-based insights into the lives of students during the occupation of Czechoslovakia, with the aim of emphasizing the unique experience of this generation. The third chapter delves into the immediate postwar period, when the communist takeover brought fundamental changes to education and science. These changes also affected astronomy, a field that was particularly relevant from the perspective of state-imposed scientific atheism. The next two chapters are devoted to the developments in the 1950s and 1960s, when the postwar generation took the lead in astronomical research in Czechoslovakia and became present in the international scientific community. On a positive note, these two chapters offer rich and multifaceted insights into astronomical research during these two decades, covering topics as diverse as institutes, instruments, methods, gender, and regional disparities. However, the price for this wealth of information is a lack of consistency in argumentation and a confusing, difficult-to-follow structure. For instance, one of the three subsections in the fourth chapter is entitled “New instruments, new horizons”, while the title of the subsequent chapter is “New instruments”. Finally, the focus of the last thematic chapter lies on international contacts, highlighting the role and prominence of Czechoslovak astronomy and its experts in international organizations and science diplomacy.

The merit of the book certainly lies in the fact that it draws attention to a discipline whose achievements and reputation were almost forgotten in Czechia after 1989. What is more, the multi-perspective analysis of the development of Czechoslovak astronomy illuminates aspects that tend to be overlooked in research on science of this period – from an international perspective due to the focus on the effects of the Cold War, and in the national context owing to the overemphasis on Stalinist deformations and political restrictions on science. Upon closer scrutiny, however, it becomes evident that in their attempt to pay homage to Czechoslovak astronomy

and highlight its international reputation, the authors paid very little and sometimes even no attention to the political context. While it is true that the Iron Curtain was not as impenetrable as the term suggests, it seems to almost disappear in the book. This is surprising in itself given that the title indicates an examination of astronomers *behind the Iron Curtain*. The chapter discussing developments in Czechoslovak astronomy until 1956, at the height of Stalinism and international isolation, stresses the circulation of knowledge across borders, the international exchange of periodicals, and cooperation with the observatory in Leiden in the Netherlands – without commenting on how this narrative aligns with the contradictory conventional views about science in the Stalinist era.

At several places in the book, the line of argumentation is not entirely plausible. To demonstrate Czechoslovak cooperation with East and West, the authors point out two key areas: satellite-based space research within the Eastern bloc's *Interkosmos* program and travels to the West in connection with Czechoslovak astronomers' memberships in international organizations. However, here one would expect some reflections on the extent to which scientific representation of the country in international fora can already be described as a form of *cooperation* with the West, even if it certainly led to regular contact with Western scientists. Finally, the claim that the Soviet Union “really needed a minor Eastern bloc partner for further negotiations in international space diplomacy” (p. 198) after losing the moon race is hardly convincing and would require further evidence. It was precisely during the period after the moon landing when there was a notable rapprochement between Soviet and American space authorities and diplomats, as the reciprocal visits between astronauts and cosmonauts or the joint Apollo-Soyuz mission demonstrate. Taken together, all these examples illustrate that the authors' argumentation would benefit from a more comprehensive embedding of the developments within their historical context. Nevertheless, with its focus on aspects and perspectives rarely considered in research on science in this period, its impressive source base, and the insights into the personal experiences of astronomers of a very specific generation, the book is a good starting point for all those interested in the inner workings of the discipline during the Cold War as well as the trajectories of postwar scholars.

Munich

Darina Volf

Štefek, Martin: *Perestrojka v šamotce. Proměny vedoucí úlohy KSČ z perspektivy jednoho podniku [Perestroika im Schamottewerk. Veränderungen der Führungsrolle der KSČ aus der Perspektive eines Unternehmens]*.

Argo, Ústav pro soudobé dějiny AV ČR, v.v.i., Praha 2024, 232 S. (Každodenní život), ISBN 978-80-257-4405-5.

Die Geschichte der „Perestroika“, der Reform von Gesellschaft und Wirtschaft nach dem Vorbild der UdSSR, ist für die Tschechoslowakei nach wie vor ein eher vernachlässigtes Forschungsthema. Neben der semantischen Analyse der Reformdiskurse der 1980er Jahre von Michal Pullmann und der Arbeit des Teams um Michal Kopeček, bei der es um Expertengruppen ging, liegt zur so genannten „přestavba“,

wie der „Umbau“ der zweiten Hälfte der 1980er Jahre in der Tschechoslowakei genannt wurde, bislang nur eine kleine Zahl von Studien vor. Ein Grund dafür ist die Tatsache, dass dieser Umbauprozess nicht wirklich in die Gänge kam. So gibt es auf diesem Feld noch viele Desiderata, zum Beispiel die Frage nach dem Verhältnis zwischen der Ideologie der Normalisierung und den Ideen der Perestroika, oder danach, ob die Reformen der 1980er Jahre – so bescheiden sie auch gewesen sein mögen – die anschließende wirtschaftliche Transformation erleichterten.

Martin Štefek, Politologe und Spezialist für die Geschichte der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (KSČ), hat in seinem neuen Buch die Entwicklung des Schamottewerks in Rakovník/Rakonitz untersucht, das Kacheln aller Art herstellte. Dabei konzentriert er sich auf die späten 1980er Jahre. Dieses konkrete Beispiel versteht er als Untersuchungsfeld für allgemeinere Prozesse, gewissermaßen als Laboratorium: Hier könne man beobachten, wie der „Umbau des Wirtschaftsmechanismus“ ablief, vor allem ließen sich die Veränderungen der organisatorischen Strukturen und Kontrollsysteme besser verstehen.

In der Einleitung, die methodologischen Vorüberlegungen gilt, befasst sich Štefek unter anderem mit institutionellen Faktoren – den formellen wie den informellen, die er als maßgeblich für die Entscheidungen der Akteure auf der Mikro- und Makroebene versteht. Er diskutiert die Beziehung zwischen der mikrohistorischen Forschung und der „großen“ Geschichte, macht aber auch klar, dass es nicht sein Anliegen ist, eine allgemeine Theorie der Perestroika auf der Grundlage eines einzelnen Unternehmensbeispiels zu entwickeln.

Die Keramikwerke in Rakovník stellt Štefek zunächst einmal mit einem erfrischenden Blick auf das Alltagsleben rund um den Betrieb vor. Er skizziert dann die Problematik der Parteistruktur und widmet sich der Organisation der KSČ – vom Zentralkomitee bis zur Basisorganisation vor Ort, die den Betrieb des Rakovniker Unternehmens beaufsichtigte – und untersucht parallel die von der Regierung bis in die lokalen Nationalausschüsse reichende Machthierarchie. Zur Orientierung in dieser komplizierten Struktur ist es ratsam, die am Schluss der Publikation angefügten Schemata heranzuziehen.

Das folgende Kapitel wendet sich den Beschäftigten und ihren alltäglichen praktischen wie politischen Kämpfen zu. Dabei verfolgt der Autor die Entwicklung einer ganzen Arbeitnehmergeneration seit der Niederschlagung des Prager Frühlings im August 1968. Mit Blick auf die Unternehmensführung gelangt er zu dem Schluss, dass ihre zentrale Kompetenz in der Fähigkeit lag, zu verhandeln. Unter den Verhältnissen eines sozialistischen Unternehmens sei der Rückhalt bei den höheren Partei- und Staatsorganen ausschlaggebend gewesen, die in der Konfrontation mit lokalen Machtstrukturen Gewicht hatten. Die Kontaktpflege zu diesen Organen habe die Voraussetzung dafür gebildet, Investitionen durchsetzen zu können. Somit habe das Geschehen im Werk in einem hohen Maß der Kontrolle der Partei und institutionellen Machtmechanismen unterstanden.

Vor diesem Hintergrund überrascht es nicht, dass Konflikte zwischen der Betriebsführung und den politischen Kontrollorganen zu den zentralen Themen im wirtschaftlichen Leben des Unternehmens zählten: politische Ergebnisse waren wichtiger als wirtschaftliche. Genau diese Logik übertrug sich, wie Štefek zeigt, auch

auf die Produktion: Veraltete Technologien verursachten hohe Kosten und die rigiden Strukturen des RGW-Marktes, der dem Keramikwerk in Rakovník keine qualitativ hochwertigen Produktionsöfen liefern konnte, verhinderten Innovationen, ebenso wie der chronische Mangel an Valuta, der den Kauf von Investitionsgütern aus dem Westen unmöglich machte.

Der letzte, 1986 begonnene Fünfjahresplan stand offiziell im Zeichen der Perestroika. Wie es für Fünfjahrespläne typisch war, handelte es sich eher um einen Rahmen, den die politische Führung setzte, und der in der Praxis auch durch Interventionen lokaler Akteure modifiziert wurde. Was die angekündigten Reformen betrifft, so blieben diese weitgehend auf der Ebene von Proklamationen stehen. Dabei spielten auch die Ähnlichkeiten der sowjetischen Perestroika zu den tschechoslowakischen Reformbemühungen von 1968 eine Rolle, nährten sie doch Ängste, die die ohnehin schon geringe Bereitschaft, Dinge zu ändern, zusätzlich bremsen.

Štefek offenbart den zutiefst ineffektiven Charakter der Planwirtschaft, in der der Plan keine verbindliche Norm war, sondern Gegenstand unablässiger Aushandlungsprozesse – und das nicht allein in der Phase, in der er erstellt wurde, sondern auch während der Umsetzung. So galt es zum Beispiel als Versagen der leitenden Kader, wenn die Produktion die geplante Quote überstieg, da die einmal erreichte Norm Grundlage für höhere Planziele in den Folgejahren sein würde.

Ein weiterer wichtiger Schritt des sogenannten Umbaus war der Entwurf des Unternehmensgesetzes, der die Führungsrolle der Partei scheinbar relativierte. Er enthielt alt-neue Konzepte, wie den ‚Chozrasčot‘ (der aus dem Russischen übernommene Begriff wurde im Deutschen zeitgenössisch mit „wirtschaftliche Rechnungsführung“ übersetzt), also die Eigenfinanzierung der Unternehmen, und ein neues Belohnungssystem. Diese Mechanismen waren in der sozialistischen Wirtschaft seit langem bekannt, fast alle Länder des sowjetischen Blocks hatten in bestimmten Phasen ihrer Entwicklung im Bemühen, die Effektivität der Wirtschaft zu steigern, mit einer Abkehr von der rigiden Lenkung experimentiert.

Die Perestroika brachte also keine grundlegend neuen Elemente hervor, sondern führte eher zu einer neuen Dynamik im Interessenwettstreit zwischen den einzelnen Akteuren im Machtapparat der spätsozialistischen Tschechoslowakei. Auch Widersprüche zwischen Staatsapparat und Parteiführung traten nun offen zu Tage. Aus wirtschaftlicher Sicht profitierten die Keramikwerke in Rakovník zwar in gewissem Maß von der gewachsenen Autonomie und der reduzierten Zahl an Kennziffern, doch damit sind die Positiva bereits aufgezählt. In den neu gegründeten Staatsunternehmen entstanden Parteiausschüsse der KSČ, während zugleich die bestehenden Gesamtbetriebsausschüsse erhalten blieben. Im Endeffekt, lässt sich mit Štefek schließen, nahm die parteiliche Kontrolle der Betriebe zu.

Die Publikation liefert viele neue Erkenntnisse zur Betriebs- und Wirtschaftsgeschichte der Tschechoslowakei. Sie basiert auf einer umfassenden und sehr gründlichen Quellenarbeit. Štefek hat vor allem im Archiv des Keramikwerks Rakovník und den Beständen der Betriebsleitung gearbeitet. Darüber hinaus konnte er dank familiärer Beziehungen nach Rakovník auch Zeitzeugeninterviews führen, die die Ergebnisse der Quellenanalyse weitgehend bestätigen. Auf eine methodische Re-

flexion der Oral-History-Methode hat der Autor verzichtet, was mit Blick auf deren begrenzten Raum innerhalb der Studie akzeptabel erschien.

Das Buch ist für Wirtschaftswissenschaftler ebenso aufschlussreich wie für an der politischen Geschichte der Tschechoslowakei Interessierte, denn Štefek präsentiert den von ihm untersuchten Betrieb nicht nur als Laboratorium für das Wirken der Parteiinstitutionen während des halbherzigen Umbaus, sondern geht immer wieder auf konkrete wirtschaftliche Entwicklungen ein. Auch methodisch überzeugt die Untersuchung durch Klarheit und Verständlichkeit. Aus der Analyse geht hervor, dass die sozialistische Ökonomie in erheblichem Maße von Verhandlungen zwischen den einzelnen Akteuren des Systems abhängig war und die Perestroika diesen Raum erweiterte – und zwar auch für Reibungen und Konflikte. Zudem macht die Untersuchung wieder einmal deutlich, wie wertvoll mikrohistorische Arbeiten für die „große Geschichte“ sein können. Nicht zuletzt zeigt sich, dass die politischen Entscheidungen, die an der Staatsspitze getroffen werden, den Alltag der Menschen oft eher symbolisch tangieren und nicht wirklich verändern.

Bemerkenswert ist, dass Štefek von einer Bewertung der tschechoslowakischen Perestroika absieht, diese Zurückhaltung begründet er mit ihrer kurzen Dauer. Nimmt man aber nicht nur die späten 1980er Jahre, sondern auch die Zeit nach der politischen Wende in den Blick, ist evident, dass viele der im Rahmen des „Umbaus“ eingeleiteten Prozesse während der Transformation fortgesetzt wurden: beispielsweise die Aufspaltung der Tschechoslowakischen Staatsbank (Státní banka československá, SBČS) und die Gründung unabhängiger Bankinstitute, die Einführung von Gesetzen, die die Entstehung kleiner, privat geführter Unternehmen ermöglichen und auf deren Grundlage bis zur Mitte des Jahres 1990 gewirtschaftet wurde. Selbst Formen der Chozrasčot-Finanzierung überdauerten den Umbruch in einem gewissen Maß und erleichterten nach 1989 die Privatisierungsprozesse.

Die Publikation widerlegt die immer noch anzutreffende Vorstellung einer monolithischen Struktur der kommunistischen Partei und ihres Agierens in wirtschaftlichen Fragen. Štefek argumentiert, dass hinter vielen Entwicklungen eher persönliche Ambitionen und Präferenzen der Eliten standen und illustriert das mit der Geschichte des Werkdirektors Hanzlík sowie der Entscheidungsfindung der kollektiven Parteiorgane, die wiederum abhängig von Einzelnen waren. Es ist evident, dass es zur Fassade und nicht zur Alltagsrealität der kommunistischen Regime gehörte, kollektive Entscheidungen zu beschwören. Umgekehrt trugen die zahlreichen Gremien, die den Eindruck kollektiver Entscheidungsfindung erwecken sollten, zur sinkenden Effektivität der sozialistischen Wirtschaft bei.

Das Buch ist übersichtlich aufgebaut und verständlich geschrieben.¹ Der Leser mag in der komplexen Parteistruktur, die den Betrieb und die Institutionen vor Ort durchdrang, mitunter die Orientierung verlieren, viele Passagen sind dicht verfasst und enthalten viele Details. Das ist kein Mangel und zeugt eher davon, dass der

¹ Da die Arbeit in Zukunft gewiss eine Neuauflage verdient, sei der Hinweis auf einige Fehler gestattet: auf S. 29 im ersten Absatz im Satz „jako jakožto“, des Weiteren auf S. 79 „řadové členka“, auf S. 135 „Keremické závody Košice“ und schließlich auf S. 152 im ersten Absatz „rozsáhlou modernizace“.

Autor die Komplexität des Materials, das er voll ausgeschöpft hat, auch vermitteln möchte. Unpraktisch ist allerdings der Anmerkungsapparat am Schluss des Buches. Wie für die Reihe „Každodenní život“ (Alltagsleben) des Argo-Verlags typisch, folgen alle Anmerkungen im Anschluss an den Textblock. Um die oft interessanten und weiterführenden Ausführungen zu nutzen, die der Autor in den Fußnoten macht, muss der Leser also ständig zwischen Haupttext und Anmerkungen hin und her blättern.

Prag

Marek Skála

Preiss, Marek/Doubková, Nikola/Heissler, Radek (eds.): Ve vyhnanství. Transgenerační vnímání akce Asanace [In Exile. Transgenerational Perception of Operation Asanace]. Vavřinec Hutka, Ivanka Lefevvre, Věra Roubalová Kostlánová, Magdalena Uhmánová.

Academia, Praha 2025, 413 pp., ISBN 978-80-200-3637-7.

That the topic of Czechoslovak dissent is far from exhausted is evidenced by a new publication compiled by a trio of researchers at the National Institute of Mental Health (NÚDZ) in Prague. Their research was funded by the Czech Science Foundation for three years starting in 2022, and in parallel, a group of historians associated with the Institute of Contemporary History of the Czech Academy of Sciences conducted research focused on the history of Charter 77 from a Czech and transnational perspective. I was a member of the latter team, and it is reasonable to view the two resulting studies as complementary in some respects – although the teams had no contact with each other, which I consider significant for the peer-reviewed publication.

The book consists of several chapters in various genres by different authors and can therefore be considered a collection. The focus is on three chapters examining the first, second, and third generations associated with Operation Asanace (Sanitation). The book also includes three witness texts by Věra Roubalová Kostlánová, Ivanka Lefevvre, and Vavřinec Hutka. In the last chapter, a psychologist and PhD student at the Faculty of Education at Charles University, Magdalena Uhmánová, addresses the question of ‘home’ in the context of emigration and re-emigration.

Although I very much welcome the fact that there is discussion of trauma and even its transgenerational transmission in connection with Czechoslovak dissent, I have a fundamental reservation about this book which diminishes its importance for the professional debate in contemporary history. If research is designed to be interdisciplinary – as this project undoubtedly was – it is necessary to include a historian on the team in the role of an expert who, from a professional standpoint and based on profound knowledge of the issue, or at least engage such an expert in the role of a reviewer who would carefully read and comment on the manuscript of the forthcoming publication. This shortcoming is clearly evident in the editors’ introductory text, which sets out to briefly characterize the period of communist rule, the normalization period, the activities of the repressive apparatus, and the role of Charter 77 and Operation Asanace along with its consequences on fourteen pages.

The first chapter, entitled “What we know about Charter 77 and how we evaluate it in hindsight” has very questionable informative value. The sample of almost three hundred respondents aged 15 to 76 is not specified in any detail; the questions are often misleading, and the answers are merely summarized but not interpreted in any way.

The next chapter is largely a memoir text by former Charter 77 signatory Věra Roubalová Kostlánová, a psychotherapist with long-standing experience working with refugees (migrants). Her text is a reminiscence, a present-day reflection on the events of that time. Roubalová Kostlánová, whom I greatly respect for her civic activity then and now, repeats much that was already written in the preceding text. Repeating claims of oppression, of “the arbitrariness of the regime and the arrogance of power” (p. 36), and ranging widely in an effort to describe all the nuances of the system of the time, casts no new light on the events of the period. The same applies to her quasi-survey among former Charter 77 signatories, whom she asks: “What was the hardest thing about Operation Asanace for you?” A question posed in this way obscures the fact that Operation Asanace formed one component of the State Security (StB) strategy aimed at destroying Charter 77. Operation Asanace, with nationwide reach and impact, lasted from 1978 until the Velvet Revolution in 1989. Its essential feature was encouraging targeted people to emigrate, but its (relative) effectiveness was enhanced precisely by the fact that it operated in synergy with other repressive methods of the security apparatus. None of the opposition actors at the time, however, could have known what code names the individual activities of the StB agents bore or how their actions were coordinated, nor whether the violence they were experiencing was part of Operation Asanace. From this perspective, it is also important to note that in the case of some particularly brutal manifestations of violence (like the attacks on Zina Freundová and Zdena Tominová), it has not yet been possible to determine whether they were carefully planned in advance or in fact random, self-initiated actions by individual StB officers.

Asking good questions is a basic methodological skill across the humanities and social sciences, and I believe it is a key skill for any kind of knowledge generation. In my opinion, it would be much more productive to examine exile (expulsion from one's home country) from the perspective of the time – that is, with the help of contemporary texts, many of which were published in samizdat and some also reprinted in Czechoslovak exile periodicals – and to compare the knowledge gained with the present-day testimonies of former actors from the ranks of the Czechoslovak opposition.

Each of the trio of psychologist co-authors provided one chapter related to the first, second, and third generations associated with Czechoslovak dissent. Radek Heissler focused on the first generation, i.e. the direct victims of persecution, outlining three choices that these people faced: to be active and reckon with the possibility of imprisonment, to withdraw into privacy, or to leave the country. In addition to the direct testimony of one of the actors, this triad also relies on the expertise of Marlies Glasius, who analyses the typology of behaviour in larger-scale conflicts. However, this typology ignores the fact that the strategies – particularly the first two – overlapped to some extent, which is also indicated by Věra Roubalová

Kostlánová when she says (p. 39): “However, we also knew quite a few people in our surroundings who did not sign Charter 77, but, for example, bound samizdat books in complete secrecy during the time of deep normalization.” (p. 39) This group was relatively large in the nationwide context, although exact numbers are not available for obvious reasons. Indeed, the same is confirmed by a closer analysis of the Charter 77 community, which included a number of extremely active people who were not signatories of the declaration, or did not become signatories until the end of the 1980s. Jiřina Šiklová, active in dissent since the early 1970s, serves as a *pars pro toto*: A distributor of foreign literature among other things, she only signed Charter 77 in 1989. Not to mention spheres of dissent beyond Charter 77, which the book does not address. The representatives of the first generation under study are a group of eighteen people who faced repression and were forced to leave Czechoslovakia between 1977 and 1984. However, an essential question the researchers do not ask would be how those who were expelled from Czechoslovakia reflect on their decision, which was part of the StB’s plan.¹

The author of the following chapter is Ivanka Lefevre (née Šimková, formerly Hyblerová), a witness and writer of a remarkable diary in which she very vividly describes life in the Charter 77 community in Prague in 1982.² With a literary quality that surpasses the others in the book, Lefevre’s contribution looks for the roots of her activism in her family history. As readable and valuable as this chapter is, however, it is not clear why it has been included. Although Lefevre went into exile in France in the early 1980s, the inclusion of this text does not make sense from a conceptual point of view. It also seems problematic when she interprets her youngest daughter Eliška’s experience of emigration and her search for her own identity in a foreign country.

The second generation, i.e. the children of former dissidents, is examined by Nikola Doubková by way of in-depth interviews with sixteen respondents. The statistical data seem inconclusive to me because the sample is too small, and speculative conclusions follow from its interpretation. The interviews were analysed using interpretive phenomenological analysis, which emphasizes the process of searching for meaning. Anonymized quotations of statements form the core of this chapter. Although I understand the point of anonymization in such surveys, I am not sure whether it is relevant in such a qualitative survey. Reading them from the perspective of historiographic research seems fragmentary, taken out of their historical period and personal biographies. In this context, I consider the following chapter, an autobiographical self-reflection by Vavřinec Hutka (* 1970), the son of folk musician Jaroslav Hutka and Zora Růžová-Hutková, to be the most valuable of the publication’s contributions. Although his father was undoubtedly one of the victims of

¹ Czech Television documentary *Ženy Charty 77* (Women of Charter 77): Zina Freundová, 2007. URL: <https://www.ceskatelevize.cz/porady/10114412382-zeny-charty-77/> (last accessed 21.11.2025).

² Lefevre, Ivanka: *Migrace 1982. Deníkové záznamy signatářky Charty 77 vystěhované v rámci akce „Asanace“ z Československa* [Migration 1982. The diary entries of a signatory of Charter 77 who was expelled from Czechoslovakia as part of Operation “Asanace”]. Praha 2014.

police harassment associated with Operation Asanace, he and his mother had emigrated to France earlier, in the fall of 1976. Moreover, Vavřinec Hutka was able to visit Czechoslovakia on a regular basis from 1977 to 1986 because his mother married a French citizen.

The third generation, i.e. the grandchildren of people expelled from Czechoslovakia at the turn of the 1970s and 1980s, have considerable temporal and emotional distance from the events and, in most cases, try to frame the family stories they are part of in a positive way. Six such people from four families were available for this volume, since three of them are siblings.

The reviewed anthology suffers from a considerable lack of concept, as I have shown above. It juxtaposes commemorative texts, historical excursions, a survey, and annotated results of quantitative research without an obvious intent or analytical point. The graphic design is also distracting, as it inexplicably highlights selected keywords and concepts, thereby being reminiscent of university textbook editing. I believe that applying psychological knowledge to historical material can bring a number of interesting findings and impulses for further thinking. But it must occur within a truly interdisciplinary team. Otherwise, there is a risk that the knowledge gathered by psychologists will be a bundle of banalities, generalities, and inaccuracies for historians. This would certainly be detrimental to a deeper knowledge of the past, which is impoverished without empathy and sensitivity to individuals.

Prague

Marta Edith Holečková

Apaydın, Daniela: Stop Nagymaros! Die Geschichte einer Grenzüberschreitung.

V&R Unipress, Vienna University Press, Göttingen 2023, 296 S. (Zeitgeschichte im Kontext 19), 13 Abb., ISBN 978-3-8471-1544-1.

Daniela Apaydın widmet sich in ihrer Monografie einem bisher vernachlässigten Aspekt der Geschichte des Wasserkraftprojekts Gabčíkovo-Nagymaros.¹ Jenseits der im (tschecho)slowakisch-ungarischen Kontext gut bekannten Geschichte über das Scheitern der Zusammenarbeit der sozialistischen Bruderstaaten und die Nicht-Realisierung dieses monumentalen Bauvorhabens verfolgt sie die Genese und Aktivitäten der transnationalen Protestbewegung sowie die zivilgesellschaftliche Vernetzung in Mitteleuropa unter umweltpolitischen Vorzeichen. Damit leistet sie einen substanziellen Beitrag zur laufenden akademischen Diskussion über die Bedeutung von Umweltfragen im Kalten Krieg und deren Einfluss auf die Überwindung des Eisernen Vorhangs in der Spätphase des Ost-West-Konflikts.² Das Werk basiert auf

¹ Štanzel, Arnošt: Wasserträume und Wasserräume im Staatssozialismus. Ein umwelthistorischer Vergleich anhand der tschechoslowakischen und rumänischen Wasserwirtschaft 1948–1989. Göttingen 2017; Fürst, Heiko: Streit um den Strom. Ungarn im Konflikt über das Staudammprojekt Gabčíkovo-Nagymáros. In: Osteuropa 53 (2003) 8, 1098–1116.

² Laakkonen, Simo/Pál, Viktor/Tucker, Richard: The Cold War and Environmental History. Complementary Fields. In: Cold War History 16 (2016) 4, 377–394; Kirchhof, Astrid Mignon/McNeill, John Robert: Nature and the Iron Curtain. Environmental policy and social movements in Communist and capitalist countries, 1945–1990. Pittsburgh 2019; Kupper,

Apaydins Dissertation an der Andr ssy-Universität Budapest und ist in der Reihe „Zeitgeschichte im Kontext“ der Universität Wien erschienen.

In der Einleitung präsentiert die Autorin systematisch den Forschungsstand, erörtert die Quellenlage und formuliert präzise Forschungsfragen. Ihr Ziel ist es, den Verlauf der Umweltproteste gegen das Staustufenprojekt zu rekonstruieren, die zentralen Akteur:innen der grenzüberschreitenden Protestbewegung zu identifizieren und ihnen eine Stimme zu geben. Sie berücksichtigt aber auch die Perspektive der Befürworter:innen. Der zeitliche Rahmen der Untersuchung erstreckt sich von den Anfängen der Umweltproteste in den frühen 1980er Jahre über die Entscheidung der ungarischen Seite für einen Baustopp 1989 bis zur Verlagerung der Proteste nach Gab ikovo, wo sie ein erfolgloses Ende nahmen. Der slowakische Teil des Wasserwerks wurde trotz Proteste fertiggestellt.

Apaydin nimmt mehrere Ebenen zugleich in den Fokus, auf denen die titelgebende Grenzüberschreitung erfolgte: die staatliche, die wirtschaftliche, und besonders die zivilgesellschaftliche. Sie fragt nach Ursachen und Bedingungen der Kontaktaufnahme, nach der Ausgestaltung von Kooperationen und Konflikten sowie nach den Wechselwirkungen zwischen diesen Ebenen, die den Protestverlauf prägten. Angesichts der methodischen Herausforderungen zeitgeschichtlicher Erforschung transnationaler Prozesse und deren schwieriger Bewertung und Messbarkeit wählt Apaydin einen interdisziplinären Zugang. Im methodischen Teil erläutert sie die Kombination beziehungsgeschichtlicher Ansätze (Transfer- und Verflechtungsgeschichte) mit kulturhistorischer Forschung zu sozialen Bewegungen und grenzüberschreitender Zivilgesellschaft. Zur Rekonstruktion der Akteur:innennetzwerke und -verhältnisse führte sie ausführliche Oral-History-Interviews mit Zeitzeug:innen aus allen drei Ländern.

Als Kontext präsentiert Apaydin die politischen Hintergründe und technologischen Aspekte des Wasserkraftprojekts Gab ikovo-Nagymaros sowie die politische und gesellschaftliche Situation in den beteiligten Staaten. Die zentrale Motivation  sterreichische Investoren, sich am Kraftwerksbau zu beteiligen, resultierte aus dem steigenden Energiebedarf Österreichs und – nach dem Scheitern des AKW Zwentendorf – aus den gesteigerten Erwartungen an die Wasserkraft. Als die Pläne für das Wasserkraftwerk Hainburg nach dem Widerstand von Umweltaktivist:innen aufgegeben wurden, schien sich das ungarische Kraftwerkprojekt an der Donau als attraktive Alternative anzubieten. So waren in letzter Konsequenz das wachsende Umweltbewusstsein der  sterreichischen Gesellschaft und die Offenheit für grenzüberschreitendes Engagement ausschlaggebend für die Entwicklungen rund um Gab ikovo-Nagymaros. Auch in Ungarn avancierte das Thema Umweltzerstörung zunehmend zu einem Kanal für Systemkritik. Das galt selbst für die Tschechoslowakei, wo die Protestm glichkeiten aufgrund des rigiden kommunistischen Regimes allerdings noch geringer waren als in Ungarn.

Den Kern von Apaydins vielschichtiger Analyse bildet die Auseinandersetzung mit verschiedenen Facetten der Transnationalisierung. Die Autorin behandelt so-

Patrick/W bse, Anna-Katharina: Greening Europe. Environmental Protection in the Long Twentieth Century – A Handbook. Berlin, Boston 2022.

wohl die politischen und ökonomischen Interessen staatlicher Akteur:innen als auch den Aktivismus und die Medienarbeit der Donaubewegung gegen das Bauvorhaben. Die Studie zeigt im Detail, auf welchen Ebenen und in welchen Phasen sich Transnationalisierung vollzog – von der Kontaktaufnahme der ungarischen Gruppe Duna Kör/Donaukreis mit den österreichischen Aktivist:innen, über das koordinierte Handeln im Rahmen der grenzüberschreitenden Donaubewegung bis hin zur großen Versammlung vor dem ungarischen Parlamentsgebäude im Herbst 1988, an der mehrere tausend Menschen teilnahmen, darunter zahlreiche Österreicher:innen.

Durch friedliche Protestformen (Menschenketten und Bildungsfahrten für interessierte Österreicher:innen – inspiriert unter anderem von den Hainburg-Aktionen) und professionelle Medienarbeit, die auf wissenschaftlichen Informationen basierte, gelang es der Bewegung, die Umweltrisiken des Projekts Gabčíkovo-Nagymaros zu thematisieren und Druck auf die ungarische Regierung auszuüben. Diese Entwicklung vollzieht Apaydin anhand von Archivquellen und medialer Berichterstattung nach, die sie durch Zitate aus den Zeitzeug:innen-Interviews ergänzt, die wichtige Einblicke in persönliche Erfahrungen und Beziehungen im Aktivist:innennetzwerk gewähren. So kann Apaydin die entscheidenden Motive und Deutungsrahmen der Bewegung identifizieren sowie unterschiedliche Selbst- und Fremddarstellungen der Akteur:innen vor Augen führen. Sie weist aber auch auf interne Konflikte hin, die aus diesen Unterschieden resultierten und hauptsächlich die slowakisch-ungarische Zusammenarbeit betrafen. Trotz dieser Spannungen und Konflikte, schreibt Apaydin, funktionierte die Donaubewegung als „dynamisches Netzwerk, das die gegensätzlichen öffentlichen Sphären mitteleuropäischer Nationalstaaten über den Eisernen Vorhang hinaus durchdringen konnte“ (S. 254).

Besonders hervorzuheben ist die Einbeziehung der Geschlechterperspektive: Apaydin argumentiert, dass Frauen zwar in Führungspositionen der Donaubewegung unterrepräsentiert waren, jedoch fast die Hälfte der Mitglieder stellten und ihr Engagement für den Umweltschutz in der Bewegung eine bedeutsame Rolle spielte (S. 176-178).³

Apaydin gelingt es in ihrer Monografie, die Prozesse und Phasen der Transnationalisierung zu rekonstruieren, die Wechselwirkungen zwischen zentralen Entwicklungen und lokalen Akteur:innen samt deren Handlungsspielräumen zu veranschaulichen und – auch dank ihres journalistischen Hintergrunds – die Geschichte einer grenzüberschreitenden Umwelt- und Protestbewegung in fesselnder Weise darzustellen. Obwohl die politischen und wirtschaftlichen Kontexte entscheidende Gelegenheitsstrukturen bildeten, erwies sich das aktive persönliche Engagement als Schlüsselfaktor für die Überwindung von (System-)Grenzen und für die erfolgreiche grenzüberschreitende Zusammenarbeit. Das macht deutlich, wie fruchtbar es für die differenzierte Darstellung zeitgeschichtlicher Themen ist, die Analyse

³ Zunehmendes Engagement von Frauen in den Umweltprotesten lässt sich auch für andere sozialistische Länder nachweisen. Vgl. dazu *Olšáková*, Doubravka: *Pražské matky. O nekropolice a pomalé naději v beznadějných časech* [Prager Mütter. Über Nekropolitik und langsame Hoffnung in hoffnungslosen Zeiten]. Praha 2025 (im Druck).

von Archivquellen mit Oral-History-Interviews zu kombinieren, die persönliche Motive und individuelle Handlungsweisen sichtbar machen.

Als roter Faden zieht sich die Donau durch die Erzählung – sie bildet das verbindende Element zwischen den drei Staaten sowie Schauplatz und Motiv für Grenzüberschreitungen. Die Aufarbeitung eines trilateralen Themas und die Einbeziehung der gesamten verflochtenen Region ist auch in der gegenwärtigen umweltgeschichtlichen Forschung einzigartig.⁴ Apaydins Werk stellt damit einen außerordentlich wichtigen und gelungenen Beitrag zur mitteleuropäischen wie auch zur globalen Umweltgeschichte dar.

Kopenhagen

Kateřina Vnoučková

⁴ Vgl. dazu die nationalen und bilateralen Studien in *Holec, Roman/Zückert, Martin* (Hgg.): Umweltgeschichte in mitteleuropäischen Kontexten. Leipzig 2024; und das Themenheft: *Environmentální dějiny pohraničí 1890-2021/Environmental History of the Borderlands 1890-2021* der Zeitschrift *Střed. Časopis pro mezioborová studia Střední Evropy* 19. a 20. století, 1 (2023).

Dvořáčková-Malá, Dana u. a. (Hgg.): Räume höfischen Lebens.

Jan Thorbecke, Ostfildern 2023, 284 S., ISBN 978-3-7995-1593-1.

Der etwas allgemein gehaltene Titel des Sammelbandes lädt zu Überlegungen darüber ein, auf welche Weise hier Raum thematisiert wird. Auch das kurze Vorwort führt dabei nicht wesentlich weiter – wir erfahren lediglich, dass sich das Buch „auf die Frage nach den sozialen Interaktionen an den Höfen, aber auch auf die entsprechenden außerhöfischen Beziehungen konzentriert“. Hilfreich ist hingegen der Hinweis auf den Titel der Konferenz, aus der der Sammelband hervorgegangen ist. „Räume und Siedlungen“ vermittelt bereits eine deutlichere Vorstellung von der thematischen Ausrichtung, die ein Blick auf den Inhalt mit einem Dutzend Beiträgen bestätigt. Diese sind in drei Blöcken organisiert, ihre Themen gelten einer großen Bandbreite an Fragestellungen, Herangehensweisen und Disziplinen. Der Titel des ersten Blocks „Residenzen als soziale Räume“ fasst hier sehr heterogenes Material zusammen; im Gegensatz dazu bieten der zweite Block, der sich mit der Problematik Hof und Stadt befasst, sowie der dritte, der das Residenzennetz untersucht, kompakte und einander ergänzende Beiträge.

Die einleitende Studie von Dana Dvořáčková-Malá konzentriert sich auf die Kategorie des Haushalts, den die Autorin als grundlegendes strukturelles Element des Hofes versteht. Sie formuliert eine Reihe wesentlicher Forschungsfragen zur Untersuchung des (nicht nur) höfischen Haushalts sowie ein breites Spektrum möglicher Zugänge zu diesem Phänomen – sei es aus methodologischer Perspektive oder aus der Sicht einzelner Disziplinen und ihrer möglichen Schnittmengen. Neben der Analyse schriftlicher Quellen wird dabei auch besonderer Wert auf die materielle Dimension dieser Forschung gelegt, einschließlich der Nutzung experimenteller Ansätze, auf deren Gebiet die Autorin in Tschechien eine Pionierrolle einnimmt. Jan Zelenka geht anschließend direkt in *medias res* mit einer Analyse mehrerer Einträge

in hochmittelalterlichen Chroniken, die er in den Kontext von Rangordnung und Rangkonflikten einordnet. Im Unterschied zur bisherigen Forschung konzentriert er sich dabei vor allem auf die unteren Ebenen des Hofes und zeigt, wie auch dort ein zäher, von symbolischer Kommunikation durchdrungener Kampf um eine möglichst herrschernahe Position geführt wurde. Einen besonders anregenden Impuls gibt der Autor im zweiten Teil der Studie: die Fragmentierung des sozialen Raums der feudalen Gesellschaft. Er zeigt, wie die schrittweise Aufteilung von Besitz, Diensten, Benefizien oder amtlichen Funktionen zwar einer großen Zahl von Menschen die Teilhabe am Leben einer bestimmten Gemeinschaft ermöglichte, dies jedoch zu einem Anstieg der Kontingenz führte und damit gleichzeitig zu einer allmählichen Lähmung des sozialen Systems.

Die breite Palette an Zugängen zur Thematik des Sammelbandes erweitert Jakob Razim, der vor dem Hintergrund des Hofes Heinrichs von Kärnten († 1335) eine biografische Skizze seines Schreibers Albert von Aichach vorlegt. Dessen außergewöhnliche – und dank der reichen Quellenlage auch außergewöhnlich gut nachvollziehbare – Karriere, die eng mit der Burg Tirol verbunden war, dient dem Autor dazu, die Rolle dieser Residenz in der Regierungspraxis der Kärntner Herzöge zu erfassen. In den Fußstapfen Richard Heubergers bemüht sich Razim um eine Rehabilitierung des Herzogs: Heinrichs geringe Mobilität sei nicht, wie es die frühere Historiografie behauptete, ein Zeichen von Trägheit gewesen, sondern Ausdruck seines Bestrebens nach Modernisierung des Landes und Zentralisierung der Herrschaft. Mit der Hauptlandresidenz beschäftigt sich auch František Záruba, der am Beispiel der baulichen Veränderungen des Herrscherpalastes auf der Prager Burg deren Entwicklung untersucht. Sein Interesse gilt jedoch nahezu ausschließlich der Erforschung der komplexen Baugeschichte und der bisherigen Forschungsmeinungen dazu; Fragen der funktionalen Gliederung und der Rolle des Palastes als sozialer Raum bleiben weitgehend ausgeklammert. Bereits jenseits der Fragestellung des Sammelbandes liegt schließlich die ansonsten interessante Studie des Archäologen Pavel Drnovský, die sich mit der Entstehung der frühesten Adelssitze in Ostböhmen befasst.

Die Studien des zweiten Blocks, Residenzen und Städte, sind bereits deutlich stärker miteinander verflochten. Der Beitrag von Robert Šimůnek stellt eine dichte Zusammenfassung seiner in Vorbereitung befindlichen zweibändigen Monografie über das Verhältnis zwischen Grundherren und untertänigen Städten dar – und zugleich die beste Werbung für diese. Der Autor beleuchtet das Verhältnis der adeligen urbanen Residenzen aus allen denkbaren Perspektiven, sowohl auf normativ-idealer Ebene als auch im Kontext des alltäglichen Zusammenlebens. Beispiele symbolischer Kommunikation, inszeniert sowohl personell als auch durch materielle Kultur, wechseln sich hier mit rein praktischen Facetten der Interaktion zwischen Herrschaft und Bewohnern der Residenzstadt ab.

Das Gegenstück zu Šimůneks Beitrag für den Reichsraum bildet der Text von Sven Rabeler, der sich stärker auf die konkrete Grenzzone zwischen Residenz und Stadt konzentriert. Diese – um eine sportliche Terminologie zu verwenden – Mixzone war nicht nur Schauplatz alltäglicher praktischer Abläufe (insbesondere im Zusammenhang mit der Versorgung der Residenz), sondern auch ein Raum „beschleu-

nigter semiotischer Prozesse“, der eine zentrale Rolle bei der Bildung und Vermittlung von Bedeutungen zwischen Hof und Stadtbewohnern spielte. Der Autor zeigt auf originelle Weise, auf wie vielen Ebenen der Hof in den städtischen Raum hineinwirkte: baulich-materiell (administrative Räume verlagerten sich allmählich in die Stadt), personell (Hofangehörige erwarben dort Eigentum), liturgisch (kirchliche Institutionen wurden im Stadtgebiet errichtet) und natürlich auch symbolisch – sowohl in Form materieller Repräsentation als auch im Rahmen höfischer Feste.

Ein konkretes Beispiel für eine solche Form der Kommunikation präsentiert Jan Hirschbiegel anhand des sogenannten Hirschspende-Festes, das sich in der Residenzstadt Schmalkalden über mehrere Jahrhunderte hielt. Dieses dreitägige öffentliche Festmahl mit umfangreichem Begleitprogramm vertiefte die Beziehungen zwischen Herrschaft und Untertanen und demonstrierte zugleich soziale Rollen. Während der Stadtherr durch seine Gabe des Hirsches – des „Königs des Waldes“ – seine Überlegenheit zum Ausdruck brachte, bestimmte die Stadt den Ablauf der Feierlichkeiten, trug jedoch auch den Großteil der Kosten. Die Bedeutung des Festes für die Konstituierung der wechselseitigen Beziehung zeigt sich nicht zuletzt darin, dass seine Durchführung auch nach erfolgten Wechseln der Stadtbesitzer weitergeführt wurde.

Der dritte Block der Studien, Residenzen in der Landschaft, widmet sich den Residenznetzwerken. Wie Lenka Bobková ausführt, hat die Karte „Fürstliche Residenzen und zentrale Orte im Reich um 1500“, die im Band „Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich“ veröffentlicht wurde, sie zu ihren Überlegungen inspiriert. Die rein kartografische Darstellung ohne Berücksichtigung von Größe, Bedeutung, Funktionen oder zeitlicher Einordnung habe, so die Autorin, ein stark verzerrtes Bild vermittelt. Dieses versucht sie zu korrigieren, indem sie die fürstlichen Residenzen in den sogenannten Nebenländern der Böhmischen Krone im Spätmittelalter kontextualisiert.

Für die frühe Neuzeit stellt Jiří Hrbek das Netzwerk herrscherlicher Residenzen vor. Dabei handelte es sich bereits um ein deutlich im Niedergang begriffenes System, was auf die Errichtung einer ständigen Residenz in Wien zurückzuführen war. Bei ihren Reisen durch die Länder der böhmischen Krone nutzten die Herrscher daher häufig die Residenzen des Adels – Besuche, die für die Adligen wertvolles soziales Kapital bedeuteten, und die Habsburger nichts kosteten. Bestimmte Funktionen blieben den herrscherlichen Residenzen jedoch erhalten, wie der Autor am Beispiel der Jagd auf den Kammergütern zeigt – insbesondere im Fall von Stephan von Lothringen.

Ein etwas ungewöhnlicher Fall beim Aufbau eines Residenznetzes – oder, wie der Autor es treffender nennt, einer Residenzlandschaft – ist das Beispiel Sigismunds Jagiello, das von Petr Kozák vorgestellt wird. Sigismund erhielt an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert die Herzogtümer Troppau (Opava) und Glogau (Głogów), zu denen er keinerlei persönliche Beziehung hatte, sodass er sich, nachdem er bald darauf König von Polen geworden war, kaum für diesen Besitz interessierte. Wenn er sich überhaupt in seinen Ländern aufhielt, dann vornehmlich in Glogau und nur gelegentlich in Troppau; mehr Zeit verbrachte er in den Residenzen seiner jagiellonischen Brüder, wo ihm nicht nur größerer Luxus, sondern auch wertvolle politische

und gesellschaftliche Kontakte geboten wurden. Eine sehr bewusst geplante Residenzlandschaft errichteten hingegen die Herzöge von Sachsen-Lauenburg, wie Michal Vokurka anschaulich zeigt. Er untersucht, wie eine Herrschaftsdomäne auf der Grundlage der Übertragung und Multiplikation einzelner baulicher oder symbolischer Elemente errichtet wurde. Mit anderen Worten: Was sich auf einem Herrschaftssitz bewährt hatte, wurde auf andere übertragen. Diese Elemente verkörpern sowohl den sozialen Status – die Demonstration der herzoglichen Stellung – als auch die Kontinuität der Herrschaft und schufen eine kulturelle Einheit zwischen den verschiedenen Besitzungen eines Eigentümers.

Wer das Buch mit der Erwartung in die Hand nimmt, den Ansatz des „spatial turn“ weiterentwickelt zu sehen, wird nur von wenigen Beiträgen wirklich zufrieden gestellt. Eine Reihe der Studien tschechischer Autorinnen und Autoren verfolgt vor allem das Ziel, die bisherigen Forschungsergebnisse einem internationalen Publikum zu vermitteln, was zwangsläufig zu einer gewissen Schematisierung führt. Die Qualität der meisten Texte ist zwar unbestreitbar, schade ist jedoch, dass der Sammelband thematisch nicht stärker fokussiert wurde.

Prag

Robert Novotný

Goliński, Mateusz: History of Prague Towns until the Early 15th Century.

Verlag Brill, Leiden, Boston 2024, 439 S. (East Central and Eastern Europe in the Middle Ages, 450-1450, 92), 6 farb. Karten, ISBN 978-90-04-69458-3.

Die älteste Prager Vedute, ein farbiger Holzschnitt, stammt aus der Schedelschen Weltchronik von 1493 und rückt nicht allein die beiden Prager Städte, also Alt- und Neustadt, auf dem rechten Moldauufer in den Blick, sondern auch die wehrhaft eingefasste Prager Burg, den Hradschin, mit dem im Bau befindlichen Veitsdom in der linken oberen Bildhälfte. Noch weiter links davon ist die sogenannte Burgstadt abgebildet, darunter der großflächige Freiraum bis zur Kleinseite mit der deutlich erkennbaren Stadtmauer. Diese Darstellung verdeutlicht: Prag war niemals eine einheitlich gewachsene Stadt. Vielmehr bestand das historische Zentrum des Königreichs Böhmen aus vier lange eigenständigen *civitates*: Die erste bildete die um 1235 entstandene und mit königlichen Sonderprivilegien ausgestattete Prager Altstadt, die sich am süddeutschen, d.h. Nürnberger Recht orientierte. Die zweite war die wenig später, nämlich 1257 durch König Přemysl Ottokar II. gegründete, auf dem linken Moldauufer gebaute *Nova civitatis sub castro Pragensis* (Kleinseite), in der lange Zeit sächsisch-magdeburgisches Recht galt. Bei Nummer drei handelte es sich um die wahrscheinlich 1320 von Burggraf Hynek Berka von Duba angelegte Burgstadt (Hradschin), und schließlich bei Nummer vier um die Neustadt, die 1348 von Karl IV. mit dem städtebautechnisch durchdachten Konzept des französischen Architekten Matthias von Arras gegründet wurde und die Fläche Prags um ein Vielfaches erweiterte.¹

¹ Eine knappe, aber sehr pointierte und im europäischen Kontext verortete Charakterisierung in Köster, Gabriele / Link, Christina (Hgg.): Faszination Stadt. Die Urbanisierung Europas im Mittelalter und das Magdeburger Recht. Dresden 2019, 238-242.

Blickt man aus historiografischer Perspektive auf die Prager Stadtgeschichte, fällt eine Diskrepanz ins Auge. Auf der einen Seite findet sich eine mittlerweile unübersichtlich gewordene Vielfalt quellengesättigter Einzeluntersuchungen zum Früh-, Hoch- und Spätmittelalter, auch aus interdisziplinärer Sicht, auf der anderen Seite jedoch sucht man synthetische Darstellungen für die Zeit bis 1500 vergeblich. Eine Ausnahme bilden die in den Jahren 1855-1901 erschienene zwölfbändige Darstellung der Geschichte der böhmischen Landeshauptstadt bis zum Ende des 30-jährigen Krieges – die aufgrund der immensen Quellenkenntnis des Verfassers noch heute eine Fundgrube bildet – sowie eine einbändige Darstellung aus dem Jahr 2000, die freilich die gesamte Stadtgeschichte umfasst.² Aus dem Jahr 1998 stammt darüber hinaus das umfangreiche Lemma Prag von Václav Ledvinka, dem langjährigen Direktor des Prager Stadtarchivs.³

Für das Mittelalter füllt diese Lücke jetzt die Darstellung des Breslauer Mediävisten Mateusz Goliński, dessen Forschungsschwerpunkte sozialgeschichtliche Fragen der schlesischen Geschichte im Spätmittelalter sowie die Stadtgeschichte Breslaus bilden. Seit 1335, als das Herzogtum Breslau als erstes „Erbland“ in Schlesien an die Krone Böhmens fiel, war diese Region bekanntermaßen eng mit der böhmisch-tschechischen Geschichte verbunden. Zur Stadtgeschichte Prags hat Goliński bislang drei Studien veröffentlicht, in deren Mittelpunkt der Teynhof als international bedeutsames, zollprivilegiertes Kaufmannszentrum stand, das vor allem unter Karl IV. und seinem Sohn Wenzel IV. eine Blütezeit erlebte. In diesen Arbeiten hat Goliński die tschechische Fachliteratur sehr genau und umfassend rezipiert und diese auch in sein neues Buch aufgenommen.⁴

Die anzuzeigende Monografie ist die englische Übersetzung der polnischen Originalausgabe von 2018.⁵ Der Verfasser wirft hier einen Blick auf die Geschichte der genannten vier Prager Städte und das von den frühmittelalterlichen Anfängen bis an die Schwelle der hussitischen Revolution. Speziell nimmt er das Jahr 1409 in den Blick, in dem mit dem Kuttenberger Dekret des böhmischen Königs Wenzels IV. das Stimmenverhältnis an der Prager Universität dauerhaft zu Gunsten der einheimischen *natio bohemica* verändert wurde, was wenig später – mitten in einer Phase der zunehmenden Radikalisierung der böhmischen Reformation und der sich zuspitzenden Causa Hus – eine Sezession deutscher Magister und Scholaren nach sich zog. Dieser Fortgang zeitigte gravierende wirtschaftliche Folgen, denn gerade die Prager Deutschen büßten in seiner Folge einen erheblichen Teil ihrer Einnahmen ein. Schon die ältere Forschung hat darauf hingewiesen, dass die Stadt seit dem 14. Jahrhundert eine zunehmende Tschechisierung durchlebte und ethnisch-national begründete

² Vgl. Tomek, Wáclaw Wladivoj: Dějepis města Prahy [Geschichte der Stadt Prag]. Praha 1855-1901 sowie Ledvinka, Václav/Pešek, Jiří: Praha [Prag]. Praha 2000.

³ Bahlcke, Joachim/Eberhard, Winfried/Polivka, Miloslav (Hgg.): Handbuch der Historischen Stätten. Böhmen und Mähren. Stuttgart 1998, 470-491, zum Mittelalter 470-482.

⁴ Nicht mehr berücksichtigt werden konnte in der englischen Übersetzung vor allem die dickleibige Monografie Klápště Jan/Klír, Tomáš/Štefan, Ivo: Krajina středověké Prahy [Die Landschaft des mittelalterlichen Prag]. Praha 2024.

⁵ Goliński, Mateusz: Dzieje miast praskich do począt ku XV wieku [Die Geschichte der Prager Städte bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts]. Kraków 2018.

Zusammenstöße zunahmen, auch wenn die Neubürgerlisten 1324-1393 deutlich machen, dass die Deutschen weiterhin dominierten.

Der Autor geht zugleich struktur- und ereignisgeschichtlich orientiert vor. So verdeutlicht er den Lesern, wie das mittelalterliche Prag im Verlauf eines halben Jahrtausends funktionierte. Dabei beschreibt er die multikausalen Ereignisse und Prozesse – von den frühmittelalterlichen Suburbien als „Proto-urban Settlement Clusters“ (Kapitel 2) in historischer, archäologischer, ethnisch-nationaler sowie ökonomischer Sicht bis zu den „Processes of Change“ (Kapitel 13) im Zeichen von „New Piety and Radical Preachers“, „Bohemianization“, „Evolution of the Municipal Government System and the Practise of its Operation“, die diese Zeitspanne in der Stadtgeschichte prägten. Und er erinnert auch daran, dass Prag als politisches, kirchlich-administratives und kulturelles Zentrum des Herzogtums und späteren Königreichs aufs Engste mit der Landesgeschichte verbunden war.

Der zeitliche Schwerpunkt der Darstellung liegt in der Zeit ab Mitte des 13. Jahrhunderts, als sich die Altstädter Gemeinde herausbildete (Kapitel 3: Birth of the City of Prague) und ihre Spezifik hervortrat (Kapitel 4: Shaping the Specificity of the Old/Greater Town). Durch die Funktion als Residenz der böhmischen Herzöge und Könige unterschied sich Prag erheblich von anderen Städten. Das galt auch hinsichtlich der Herkunft und Wirksamkeit des Altstädter Rechts, in dem anfänglich Elemente des „Law of the City of Nuremberg“ (S. 124) bestimmend waren, das bald eigenständig weiterentwickelt wurde, etwa unter dem Einfluss des böhmischen lokalen Gewohnheitsrechts sowie der angewandten Praxis des städtischen Gerichts, das seit 1235 zivile und strafrechtliche Fragen regelte. Hinzu kamen weitere, spezialisierte Gerichte (u.a. Sechsherren- und Zehnherrengericht). Das *ius civitatis Pragensis* wurde 1310 im *Liber vetustissimus Antiquae Civitatis Pragensis* niedergeschrieben.

Als weiteres Spezifikum kann das Fehlen städtischen Großgrundbesitzes bzw. eines Hinterlandes als Korporation bezeichnet werden, wobei Goliński im Erwerb von Grundbesitz durch einzelne Stadtbürger eine gewisse Kompensation erkennt. In diesem Kontext verfolgt der Autor für die Zeit seit dem 13. Jahrhundert zwei Grundlinien: den politischen Aufstieg Prags mit den auf Exklusivität drängenden altstädtischen Eliten auf der einen, Fragen des Handels und stadtbürgerlicher Unternehmungen auf der anderen Seite. Er verweist in gleichem Atemzug auf die Bemühungen der Landesherren, politische und monetäre Aspekte miteinander zu verbinden und die Stadt als Quelle finanzieller Einnahmen, etwa in Gestalt von Krediten, zu nutzen (Prague Towns in the Political, Legal, and Financial System of the Monarchy“ (S. 263-271)).

Goliński bietet einen sehr gut lesbaren und strukturierten Überblick über die Geschichte des Viergestirns der Prager Städte, die erst 1784 einen dauerhaften Zusammenschluss finden sollten. Alle relevanten Themen – von den Prager Juden, dem Recht der Besucher, der Rolle des Rechts, dem großen Gründungswerk Karls IV. (Neustadt, Universität, Steinernen Brücke etc.) über die gotische Burg als einem dominanten Landschaftsdenkmal, Handel und Handwerk gesehen durch das Prisma der Statuten und Privilegien, den Adel in der Stadt, ländlichen Hintergrund und Migration bis hin zu alter und neuer Frömmigkeit, Stadtvierteln und militärischer

Organisation in der Altstadt sowie der Prager Szenerie in der Krise der Herrschaft Wenzels IV. – finden Berücksichtigung. Erwähnung verdienen in diesem Kontext auch mehrere Tabellen, etwa zu romanischen Kirchen in offenen Siedlungen des rechtsufrigen Teils der Agglomeration (S. 38-40) sowie ihres linksufrigen Pendant (S. 41) oder zu den Pfarrkirchen in Prag um 1400 (S. 292-295) mit Patronatsherren, Zahl der Altäre und päpstlichen Zehnten im Jahre 1405, ebenso eine ausführliche Bibliografie (S. 376-417), die den aktuellen Forschungsstand reflektiert.

Leipzig

Thomas Krzenck

Schaub, Felizitas: Stadtnomaden. Mobilität und die Ordnung der Stadt: Berlin und Prag (1867-1914).

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2023, 267 S. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 249), ISBN 978-3-525-37107-7.

In ihrer 2021 an der Humboldt-Universität zu Berlin verteidigten Dissertation untersucht Felizitas Schaub Aushandlungsprozesse von Mobilität in Berlin und Prag nach 1867, als in Europa bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges eine relative Freizügigkeit herrschte. Im Zentrum ihrer Untersuchungen stehen „Stadtnomaden“, ein Begriff, der im Untersuchungszeitraum häufig abwertend verwendet wurde, da zu jener Zeit dichter Migration und Mobilität das Sesshafte als erstrebenswert und alles Mobile als potentielle Bedrohung galt. Schaub greift den Begriff in ihrer Analyse kreativ auf und fasst zwei Personengruppen darunter zusammen: erstens Menschen, die innerhalb beider Städte häufig umzogen und zweitens Migrant:innen, die aus verschiedenen Orten dauerhaft oder temporär nach Berlin und Prag kamen, um von dort aus weiterzuziehen, in ihre Herkunftsorte oder nach einer Mobilitätsphase erneut in eine der beiden Städte zurückzukehrten (S. 12). Diese Weitsicht auf Mobilität und Migration, die Zu- und Abwanderungsprozesse wie auch innerstädtische Bewegungen zusammendenkt, ist einer der großen Vorzüge der Studie, bricht sie doch die oft statische Perspektive der traditionellen Stadtgeschichte, aber auch eindimensionaler Migrationsgeschichten auf.

Ihre Studie legt die Autorin als perspektivischen Vergleich an, da Berlin und Prag nicht nur in quantitativer und funktionaler Hinsicht, sondern auch im Hinblick auf den Forschungsstand erhebliche Unterschiede aufweisen, zugleich aber auch über Gemeinsamkeiten verfügen. Beide Städte galten so als unumstrittene Zentren der Nahwanderung in ihrer jeweiligen Region und die Intensität des vergleichsweise spät einsetzenden Urbanisierungsprozesses führte im Untersuchungszeitraum zur „Wahrnehmung eines verdichteten Wandels“ (S. 16) sowohl in Berlin als auch in Prag. Darüber hinaus waren beide Städte durch Wanderungs- und Austauschprozesse vielfach verbunden, wenngleich diese nur am Rande der Arbeit thematisiert werden, wie etwa im Hinweis auf das Interesse der Berliner Verwaltung am Meldewesen in Prag (S. 17).

Das Buch umfasst insgesamt fünf Teilstudien: Mobilität „(er)leben“, „erforschen“, „kontrollieren“, „ermöglichen“ und „aushandeln“. Während die erste Teilstudie den Wandel beider Städte im Kontext von Urbanisierung und Industrialisierung über-

blicksartig skizziert sowie die Heraus- und Überforderungen der Behörden mit Fluktuation am Beispiel der Einschulungspraxis in Berlin und der Gesundheitspolitik in Prag anspricht, stehen in der zweiten Teilstudie die Versuche der amtlichen Statistik im Mittelpunkt, Wanderungsbewegungen zu erfassen. Erst nach und nach richtete sich das Interesse der amtlichen Statistik nicht nur auf Zu-, sondern auch auf Abwanderung, in Prag etwas früher als in Berlin (S. 78), sowie auf innerstädtische Mobilität. Die moderne Statistik legte mit ihren Kategorisierungen und Deskriptionen eine Grundlage für das kommunale Verwaltungshandeln, das im Mittelpunkt des darauffolgenden Kapitels steht. In diesem untersucht die Autorin, wie das kommunale Melde-, Asyl- und Mietwesen sowie das neu eingeführte System der Arbeitsnachweise und deren Akteure versuchten, Migration und innerstädtische Mobilität zu ordnen und zu kontrollieren. Diese kommunalpolitischen Maßnahmen, die die Reduzierung der Mobilität und ihrer Sichtbarkeit zum Ziel hatten, wurden dabei häufig als eine Gratwanderung zwischen der Fürsorge um „Einheimische“ und der Prävention von Zuwanderung wahrgenommen (S. 101). Während in Berlin im Untersuchungsraum beispielsweise kaum Abschiebungen praktiziert wurden, da die meisten Zuwander:innen seit der Gründung des Norddeutschen Bundes keine Ausländer mehr darstellten, blieben öffentlichkeitswirksame Abschiebungen in Prag gängige Praxis, die vor allem verarmte Menschen betraf, die nicht in Prag geboren wurden und dort somit kein Heimatrecht besaßen, auch wenn sie Inländer waren. Schließlich konnte es auch in Prag geborene Frauen treffen, die ihr Heimatrecht in Prag durch die Eheschließung mit einem „Nicht-Prager“ verloren hatten (S. 113). Hier wäre interessant gewesen der Frage nachzugehen, inwiefern Roma – die aufgrund ihrer vermeintlichen Nichtsesshaftigkeit zu jener Zeit als Bedrohung schlechthin galten – etwa im Zusammenhang mit den Abschiebungen in Prag thematisiert wurden.¹

Versuche, Mobilität zu begrenzen, fanden vor allem im Bereich des Mietwesens und der Arbeitsvermittlung statt: In Prag reagierten beispielsweise die kommunalpolitischen Akteure etwas früher als in Berlin mit der Anpassung der „Ziehtermine“ (der Umzugstermine) an ein vierteljährliches Intervall und vierteljährliche Mietzyklen sowie der Einführung der Vorauszahlung von Miete; in Berlin wiederum versuchte man vor allem über die Neuregulierung des Arbeitsnachweises, Mobilität zu beschränken. In beiden Fällen zeigt die Autorin auch die Grenzen dieser Praktiken auf, blieben doch die Neuregelungen häufig auf dem Papier oder wurden missbräuchlich verwendet, wie vor allem auf dem Gebiet der gewerblichen Arbeitsvermittlung, wobei insbesondere Frauen Gefahr liefen, ökonomisch und sexuell ausgebeutet zu werden (S. 139 ff.).

In den beiden letzten Teilstudien rückt die Autorin die „Stadtnomaden“ und ihr Handeln stärker ins Zentrum. Am Beispiel chinesischer Händler in Berlin und Prag, lucchesischer Gipsfigurenmacher in Berlin sowie Straßenhändler:innen beziehungs-

¹ Zahra, Tara: Condemned to Rootlessness and Unable to Budge. Roma, Migration Panics, and Internment in the Habsburg Empire. In: *The American Historical Review* 122 (2017) 3, 702-726. Roma werden (nicht nur) in der Prager Tagespresse jener Zeit aufgrund des alltäglichen Rassismus häufig nur im Zusammenhang mit Kriminalberichten erwähnt.

weise „Hausierer:innen“ in beiden Städten zeigt sie, wie sich diese mobilen Gruppen in der Stadt orientierten, auf das Ordnungshandeln der Städte reagierten und durch den selbstorganisierten Aufbau informeller Netzwerke und Strukturen Orte der Verbindlichkeit, Stabilität und des Austauschs zwischen Zugewanderten schufen. Im Fall der Straßenhändler:innen geht es hingegen weniger um die Bewegungsmuster und informellen Netzwerke, als vielmehr um die Debatten über sie, galten sie in den Augen fester Gewerbetreibender und kommunaler Ordnungsorgane doch als Feindbild schlechthin, das zudem häufig auch antisemitische Rhetorik offenbarte (S. 203-205).

Diese beiden letzten Kapitel bleiben aus mehreren Gründen hinter den Erwartungen in der ansonsten stadtsoziologisch fundierten und überzeugend strukturierten Arbeit zurück: Nicht nur die Wahl der Fallbeispiele bleibt insbesondere im Hinblick auf Prag begrenzt – so hätte die Autorin beispielweise nicht nur die oberungarischen bzw. slowakischen Rastel- bzw. Drahtbinder oder dalmatinischen Galanteriewarenhändler in Prag als Fallbeispiel einbeziehen können, sondern auch andere mobile Gruppen wie die der Schlaf- bzw. Bettgeher oder Unter- bzw. Aftermieter, Prostituierte, Klein- und Varieteekünstler:innen. Insbesondere neuere Forschungen zur Habsburgermonarchie haben jüngst Anregungen gesetzt und trotz der disparaten Quellenlage Memoiren, literarische Texte und Presseartikel hinsichtlich dieser marginalisierten Akteursgruppen erschlossen.² Lebensweltliche Perspektiven lassen sich so auch in manchen statistischen Untersuchungen jener Zeit finden und analysieren, wenngleich diese die Perspektiven der „Stadtnomaden“ nur vermittelt wiedergeben und keine Selbstbeschreibungen darstellen.³

Trotz der genannten Schwächen stellt Schaub's Buch „Stadtnomaden“ einen wichtigen und anregenden Beitrag nicht nur zur vergleichenden Stadtgeschichte dar, sondern auch zur Migrations- und Mobilitätsforschung. Ihre Analyse der Erfassungs-, Ordnungs- und Kontrollpraktiken von Mobilität, einschließlich deren Grenzen, sind auch für den heutigen Umgang mit Flucht und Migration in städtischen Gesellschaften aufschlussreich. Es bleibt zu hoffen, dass der von Felizitas Schaub eingeschlagene Weg einer akteurszentrierten Geschichte urbaner Mobilität, die die Lebenswelten häufig marginalisierter Menschen in den Fokus rückt, eine Fortsetzung findet.

Wien

Ines Koeltzsch

² Vgl. hierzu bspw. neuere Forschungen zur Habsburgermonarchie: *Wingfield*, Nancy M.: *The World of Prostitution in Late Imperial Austria*. Oxford 2017; *Herza*, Filip: *Imaginace jinakosti. Pražské přehlídky lidských kuriozit v 19. a 20. století* [Die Imagination der Andersartigkeit. Prager Ausstellungen menschlicher Kuriositäten im 19. und 20. Jahrhundert]. Praha 2020; *Korbel*, Susanne: *Auf die Tour! Jüdinnen und Juden in Singspielhalle, Kabarett und Varieté. Zwischen Habsburgermonarchie und Amerika*. Wien 2020; *dies.*: *Spaces of Gendered Jewish and Non-Jewish Encounters. Bed Lodgers, Domestic Workers, and Sex Workers in Vienna, 1900-1930*. In: *The Leo Baeck Institute Year Book*, 65 (2020) 1, 88-104.

³ *Weil*, Hugo: *Prag und Umgegend*. In: *Untersuchungen über die Lage des Hausiergewerbes in Österreich*. Fünfter Band. Leipzig 1899 (Schriften des Vereins für Socialpolitik LXXXII), 119-183.

Leclerc, Hélène: Prague en v.o.

Atlande, Neuilly 2025, 313 S. (Villes en v.o.), ISBN 978-2-38350-030-8.

Reise- und Kulturführer zu Prag stellen sicherlich kein Desiderat dar, die wenigsten von ihnen jedoch dürften einen Einstieg in die Prager und tschechische Kultur auch aus der Ferne so gut zugänglich machen wie Hélène Leclercs *Prague en v.o.: Prag in der Originalversion*. Der Band aus der Reihe *Villes en v.o.* vereint literarische Texte und kulturhistorische Einordnungen zu einem Portrait Prags, das der tschechischen Hauptstadt mit ihrer komplexen Geschichte und vielschichtigen Kultur gerecht wird.

Ausgangspunkt und strukturbestimmendes Element des Buches sind 50 Stichwörter (*mots-clefs*), die Leclerc mit Prag verbindet und denen sie jeweils einen Beitrag widmet. Ein Beitrag besteht aus einer Einordnung des Themas, einem Kommentar und aus einem Originaltext, der mit dem Thema zusammenhängt. Als Originaltexte hat die französische Germanistin Schriften, – journalistische, künstlerische, historische und literarische – die jeweils ein Stück böhmische oder Prager Kultur illustrieren, kuratiert und kontextualisiert. Um dem Titel des Bandes gerecht zu werden, lädt Leclerc die Leserinnen und Leser zum parallelen Lesen dieser Texte in zwei Sprachen ein, links in der Originalsprache und rechts in der französischen Version, die die Autorin teils selbst übersetzt, teils aus der ersten französischen Übersetzung des Textes übernommen hat. Der jeweils vorangestellte Kommentar ist ein Metatext, der beispielsweise den Autor oder den Entstehungskontext des Originaltextes behandelt. Leclercs Buch liest sich (auch aufgrund der knapp gehaltenen Texte) kurzweilig und überzeugt durch Fülle und Diversität der insgesamt 50 Beiträge. Diese Beiträge, in alphabetischer Reihenfolge, reichen von historischen Begriffen über Orte und Persönlichkeiten bis hin zu kulinarischen Spezialitäten und decken so verschiedenste Themen ab, ohne einfach ein touristischer Reiseführer zu sein, der Sehenswürdigkeiten und Restaurants empfiehlt.

Die schon im Vorwort der Autorin angesprochene Plurilingualität, die so bezeichnend für die polyethnische Kultur Prags ist, repräsentiert Leclerc in der Auswahl der Texte, die sie begleitend zu den einzelnen Beiträgen ausgewählt hat. Besonders prominent ist neben dem Tschechischen hierbei das Deutsche, was die engen Verflechtungen Prags mit der deutschen Sprache und Kultur reflektiert, aber auch Französisch, Englisch, Slowakisch, Latein, Italienisch und nicht zuletzt Spanisch sind als Originalsprachen vertreten.

Exemplarisch für Leclercs Weitblick und umfassende Kenntnis Prags ist etwa der Beitrag zu „Buchty“. In der dem literarischen Text vorangehenden Kontextualisierung empfiehlt die Autorin das Gebäck zu probieren, geht auf deren unterschiedliche Variationen und ihre Herstellung ein. Daran schließt sie einen Ausschnitt aus Božena Němcová *Babička* an, einem Text, der die tschechische Literaturlandschaft wie wenige andere geprägt hat und die Verankerung der Buchteln in der böhmischen Kultur illustriert. Wiederum im Metatext zu dem Beitrag verweist Leclerc auf die Statue und das Grab Božena Němcová in Prag – so schreibt Leclerc in den einzelnen Beiträgen nicht nur über das betreffende Stichwort, sie macht weite Bögen, um ihren Lesern ein möglichst vielfältiges Bild Tschechiens und Prags zu

eröffnen. Diese Art der mehrschichtigen Kontextualisierung zeichnet viele der Beiträge aus.

Prague en v.o. bietet dadurch sowohl erfahrenen Kennern Prags als auch Leserinnen und Lesern, die Prag und Tschechien noch kaum kennen, eine spannende Lektüre. So stellt Leclerc in einem anderen Beitrag klar, dass *čechy* nur ein Teil Tschechiens ausmacht und gibt einen kurzen Einblick in die Geschichte und Geografie Tschechiens und der Tschechoslowakei – selbstverständlich ergänzt mit einem Ausschnitt aus František Palackýs zuerst auf Deutsch erschienenen „Geschichte des tschechischen Volkes in Böhmen und Mähren“. Neben dieser allgemeinen Einordnung beleuchtet Leclerc auch einzelne wichtige Ereignisse der Prager Geschichte, wie die drei (!) Prager Fensterstürze, die Schlacht am Weißen Berg oder den Prager Frühling. Hierbei behält sie eine gute Balance zwischen verschiedenen Themen und den begleitenden Texten – so werden diese historische Themen teils von literarischen Texten begleitet, die auch ausländische Blicke auf die Ereignisse und deren Rezeptionsgeschichte erlauben. Diese geschichtlichen Themen geht die Autorin mit gutem Gespür für ihre breite Leserschaft an. Die Schlacht am Weißen Berg ist sicher einigen Leserinnen und Lesern ein Begriff, aber wenige dürften gewusst haben, dass Schiller sie in seiner Geschichte des 30-jährigen Krieges behandelt, die Leclerc als Originaltext mitliefert.

Eng in Verbindung mit der Geschichte Tschechiens stehen einige große Persönlichkeiten, denen Leclerc eigene Beiträge widmet. Allen voran sind hier Jan Hus und Václav Havel zu nennen, die beide auf verschiedene Arten, aber beide maßgeblich ihre Prägung in der tschechischen Gesellschaft hinterlassen haben.

Auch Prager Mythen und wichtige literarische Werke finden ihren Platz im Band: so kommt die Legende des Golems, genau wie Jaroslav Hašeks *Švejk* zu Sprache, deren Bedeutung für das kollektive Gedächtnis der Stadt Leclerc erklärt und reflektiert.

Neben den genannten großen Literaten finden auch Komponisten Erwähnung (leider ist die maskuline Form hier angebracht, Nemcová wird zwar erwähnt, hat aber keinen eigenen Beitrag bekommen). Smetana und Dvořák kommen im Beitrag zur Vltava (Moldau) vor, in dem die Autorin unter anderem auf die Etymologie des tschechischen Namens der Moldau verweist, der aus dem Altdeutschen stammt und Wildwasser bedeutet. Begleitet wird dieser Beitrag von einer Beschreibung von *Má vlast* (mein Vaterland), der sinfonischen Dichtung Smetanas, deren zweiter Teil die Moldau ist.

Leclerc verzichtet in den Beiträgen zu Schriftstellern auf die allzu naheliegende Lösung, vom Betreffenden Verfasstes als Originaltext heranzuziehen – bei Hrabal greift sie so beispielsweise auf einen zeitgenössischen Text Jan Faktors zurück, was Hrabals Wirkung und Rezeption als Schriftsteller verdeutlicht. Für Franz Kafka zieht sie den Nachruf Milena Jesenkás heran, der durch die Fremdbeschreibungen wertvollen Aufschluss über Kafkas Leben und Wirken gibt, das seinen Zeitgenossen kaum bekannt war.

Abseits der großen und bekannten Aspekte tschechischer Kultur beschäftigt sich Leclerc auch mit weniger prominenten Begebenheiten oder Orten, um ihrem Publikum mit unterschiedlichem Wissenshorizont über Prag gerecht zu werden. Hier

seien exemplarisch die Stichworte Jazz, Loutky (Marionetten) und Praga magica aufgeführt, letzteres als ein literarischer Topos, der Prag als Stadt des Mystischen bearbeitet.

Ganz nebenbei und immer im Kontext der Geschichte und Kultur Prags bringt Leclerc mit diesem ihrem Buch auch einen Kulinarikführer hervor, der neben regionalen Spezialitäten wie den buchty, knedlíky, also den Knödeln, oder dem tschechischen Bier die traditionsreiche Cafékultur Prags einbezieht.

Sinnvoll ergänzt wird der Band um ein Register der Personen und Orte, die in den Beiträgen vorkommen. Wünschenswert wäre hier auch eine begleitende Stadt- oder Landkarte gewesen, auf der die im Buch erwähnten Schauplätze verzeichnet sind – gerade für Leserinnen und Leser, die Prague en v.o. als Begleitlektüre auf einer Pragueise mit sich führen. Auch von Bildern zu einzelnen Beiträgen könnte der Band profitieren. Ein kleiner Kritikpunkt, unter dem die ansonsten tolle Lektüre etwas leidet, sind neben dem ungewöhnlichen Format der Ausgabe Nachlässigkeiten bei der Drucklegung des Bandes, in den sich unter anderem eine Seite in einer ganz anderen Schriftart eingeschlichen hat (S. 32).

Hélène Leclerc ist mit Prague en v.o. ein wirklich lesenswerter Kulturführer gelungen, der die vielschichtige Identität Prags in ihrer sprachlichen, historischen und kulturellen Komplexität beleuchtet. Der Inhalt des Bandes geht weit über das im Titel versprochene Prague en v.o. hinaus – vielmehr ist hier ganz Tschechien und seine vielfältige Kultur portraitiert. Im Original, aber mit Untertiteln, die Leclerc für uns hinzugefügt hat.

München

Emma Harris

Gjuričová, Adéla/Nodl, Martin/Pospíšil, Stanislav (Hgg.): Město jako laboratoř změny. Mezioborové výzvy [Die Stadt als Laboratorium des Wandels. Interdisziplinäre Herausforderungen].

Argo, Praha 2024, 303 S. (Každodenní život 89), ISBN 978-80-257-4544-1.

Der Sammelband zur Stadt als Laboratorium des Wandels enthält 15 Beiträge über die mitteleuropäische Stadt als Raum der Resilienz, Innovation und gesellschaftlichen Transformation vom Mittelalter bis in die Gegenwart. Die Publikation entstand im Rahmen des Programms Strategie AV21 der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik (Akademie věd ČR). Schon der Untertitel „Interdisziplinäre Herausforderungen“ macht die Absicht deutlich, einen Dialog zwischen Geistes- und Sozialwissenschaften, naturwissenschaftlichen und technischen Fachbereichen zu führen, die in den einleitenden Worten der Herausgeber noch einmal bekräftigt wird.

Ausgangsmotiv des Buches ist das „Laboratorium der Widerstandsfähigkeit“. Städte sind immer wieder mit Krisen konfrontiert – Krisen, die auf die Natur zurückgehen, wirtschaftlichen, politischen – und reagieren auf diese mit einem Zusammenspiel von Adaption, Innovation und manchmal auch, indem sie untergehen. Das Buch nähert sich diesem Setting über ein Mosaik von Fallstudien, die vor Augen führen, dass es echte Interdisziplinarität erfordert, will man die Stadt verste-

hen. Hier liegt die Stärke, aber auch eine potentielle Schwachstelle des Buches. So bringt die Begegnung der Disziplinen überraschende Kontakte, provoziert aber zugleich die Frage nach der Kohärenz des gemeinsamen Arguments. Die Herausgeber:innen räumen ein, dass es sich um ein Experiment handelt, und charakterisieren dieses als Einladung zum Fachgespräch quer durch die Disziplinen. Zugleich skizziert die Einleitung die *longue durée* der städtischen Veränderungen speziell im böhmischen und mährischen Raum – von mittelalterlichen Bränden und Hochwassern über die industrielle Modernisierung bis hin zur postsozialistischen Transformation, in der sich das „Laboratorium des Wandels“ auf die Selbstverwaltungen, die Wohnungspolitik und den öffentlichen Raum verlagerte.

Am Anfang des Bandes steht ein Kapitel zur archäologischen Erforschung von Städten in Assyrien, darauf folgen zwei lesenswerte Kapitel mit Fokus auf die böhmischen und mährischen Städte im Mittelalter. Die originellsten Beiträge zur Stadtgeschichte sind aber später folgende Kapitel über das 20. Jahrhundert und über den öffentlichen Raum.

Adéla Gjuričová argumentiert in der Studie „Neviditelná města“ (Unsichtbare Städte) (S. 87-112) überzeugend, dass die Periode zum Ende des Sozialismus und Beginn der Demokratie nicht allein „von oben“ zu lesen ist und die Stadt einen zentralen Raum der gesellschaftlichen Transformation bildete. Sie zeigt, wie die sozialistischen Nationalausschüsse – Institutionen, die mit der Kommunistischen Partei fest verbunden waren – sich zu demokratischen Selbstverwaltungen wandelten, oft durch eine teilweise Kontinuität von Personal und Praxis, die Ausnutzung rechtlicher Lücken und die pragmatische Umgruppierung von Macht und Vermögen. Daher trug die entstehende lokale Demokratie den Stempel des Spätsozialismus, und zwar nicht nur in den Normen und Routinen, sondern auch in der Kartierung der Akteure und in der Art und Weise, wie das Gemeindevermögen verwaltet wurde. In den Passagen über den schlagartigen Anstieg der Zahl der Gemeinden und die „unsichtbare“ Macht der Städte hört man den Nachhall der Erfahrungen aus den Jahren 1989-1991, als lokale Strukturen zur treibenden Kraft der Transformation wurden, bevor die nationale Legislative die Führung übernahm. Für Leser:innen ohne Kenntnis der Region ist es wertvoll, dass das Kapitel die Spezifika der tschechoslowakischen Situation in die verständliche Sprache der Institutions- und Alltagsgeschichte übersetzt.

Adéla Rádková's Text über städtische Eliten (S. 195-213) betrachtet die gleiche Zeit und den gleichen Raum aus anderer Perspektive. Sie untersucht, wie sich die „alten“ und „neuen“ personellen Netze nach 1989 verflochten, und wie dieses Hybrid die Entscheidungsprozesse beeinflusste. Auf diese Weise entsteht ein Bild der Transformation, das diese nicht als sauberen Bruch, sondern als Schichtung von Kontinuitäten und Diskontinuitäten zeichnet, was für die komparative Untersuchung postsozialistischer Städte sehr produktiv ist. Damit ergänzt Rádková den von Gjuričová gesetzten Akzent auf institutionelle Veränderungen um die Mikroanalyse von Karrierepfaden, lokalen Konflikten und Kompromissen, die die frühen 1990er Jahre in den Städten prägten.

Die Studie von Dan Ryšavý und Viktor Foltá über die politischen Wege von Frauen in den zehn größten böhmischen Städten (S. 113-136) bringt die wichtige

Dimension des Geschlechts in die Stadtgeschichte ein. Die Autoren zeigen, dass Frauen in den Exekutiven der Städte lange nur schwach vertreten waren und der Aufstieg nach oben durch strukturelle Hindernisse der Lokalpolitik beschränkt war. Die quantitative Evidenz bietet hier eine solide Grundlage für weitere qualitative Forschungen zu den „weichen“ Mechanismen der Exklusion und dazu, wie sich geschlechtsbezogene Ungleichheiten mit lokalen Partei- und Netzwerkstrukturen überschneiden. Im internationalen Kontext füllt der Text die Lücke gut aus, die hier im Vergleich mit älteren westeuropäischen Debatten über die Gleichstellung der Geschlechter in der Kommunalpolitik besteht.

Außergewöhnlich provokant ist der Beitrag von Hubert Guzik über die Gentrifizierung im Spätsozialismus (S. 137-149). Während klassische Narrative die Gentrifizierung mit der neoliberalen Transformation verbinden, dokumentiert Guzik, dass im Prager Stadtteil Vinohrady bereits in den 1980er Jahren Prozesse eines funktionalen und statusbezogenen Wandels sichtbar wurden. In der sozialistischen Ökonomie entwickelten sich kleine Inseln des Prestiges, Investitionsstrategien und Restitutionserwartungen, die dem rasanten wirtschaftlichen Wandel der 1990er Jahre den Boden bereiteten. Diese Phänomene lassen sich also nicht allein auf die Wirkung der Marktmechanismen nach 1989 zurückführen. Damit wird der Schwarz-Weiß-Kontrast des „vorher“ und „nachher“ infrage gestellt und ein Anstoß gegeben, neu über die Kontinuität der postsozialistischen Urbanisierung nachzudenken.

In ähnlichem Geiste, aber aus anderem Blickwinkel entwickeln Michaela Janečková und Karolina Jirkalová die Geschichte des Wohnens in den 1990er Jahren (S. 151-162). In ihrer Darlegung verbinden sich die Privatisierung des Wohnungsbestandes, die Entstehung des Immobilienmarktes und die kulturellen Vorstellungen eines „modernen“ Zuhauses mit der Ästhetik und den Werten, die die Erwartungen der Bürger:innen, die Praktiken der Bauträger (Developer) und auch den Fachdiskurs prägten. Für Leser:innen außerhalb der Region ist es wichtig, zu erklären, wie der Prozess der massenhaften Wohnungsprivatisierung in Mitteleuropa ablief: Dieses Phänomen veränderte die Machtverhältnisse in den Städten grundlegend und schmälerte die Kapazität der Selbstverwaltungen, Einfluss auf die Verfügbarkeit von Wohnraum und die Art der Investitionen zu nehmen.

Das Kapitel von Markéta Devátá über die Denkmalpolitik der Normalisierung (S. 163-193) sondiert einen zentralen Aspekt des Wandels des öffentlichen Raumes. Die Normalisierung nach 1968 war ein Prozess, der auch das Antlitz des öffentlichen Raumes veränderte, die sichtbare Stadt gewissermaßen disziplinierte. So nutzten die örtlichen Nationalausschüsse Denkmäler und Gedenkrituale zur Legitimierung des Regimes und zur selektiven Verwaltung des historischen Gedächtnisses. Der Text zeigt auf überzeugende Weise, dass der Sozialismus nicht nur ökonomische und politische Strukturen schuf, sondern auch eine spezifische visuelle Kultur des städtischen Raumes, deren Nachhall in den Streitigkeiten über Erinnerung und Symbole bis heute überdauert.

Aus methodologischer Sicht demonstriert der Sammelband, wie sich politische Geschichte, Alltagsgeschichte, Geschlechtergeschichte und Erinnerungsstudien mit den Erkenntnissen weiterer Disziplinen verbinden lassen. Die historischen Kapitel über das 20. Jahrhundert kommunizieren mit der Politologie, der Soziologie und den

Kulturwissenschaften. Andere Beiträge, beispielsweise über Wärmekomfort und klimatische Modelle, oder über Überwachungstechnologien in Städten, verlagern die Debatte in die Gegenwart. Diese Breite führt jedoch zu einem gewissen Ungleichgewicht. Geschichtsinteressierte Leser:innen werden die empirische Innovation und interpretative Tiefe gerade in den Kapiteln über den Sozialismus und Postsozialismus schätzen, während die technischeren Texte eher wie ein Paralleldiskurs wirken. Dennoch ist die gemeinsame Frage klar: Wenn wir die Stadt in der *longue durée* verstehen wollen, müssen wir die ökologische, soziale und symbolische Dimension zusammenhalten, und das auch um den Preis methodologischer Spannungen. Diese Ambition artikulieren die Texte der Herausgeber:innen und das bestätigt auch die englische Zusammenfassung am Schluss des Buches, die das interdisziplinäre Ziel des Projekts synthetisiert und namentlich auf die Kapitel über Gentrifizierung, Wohnen, politische Partizipation der Frauen und Erinnerungspolitik verweist.

Die Stärke des Buches liegt darin, die mitteleuropäische Erfahrung in einen breiteren Rahmen zu stellen. Dabei verbindet es für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts auf ungezwungene Weise drei Linien: die Transformation der Institutionen, die Rekonfiguration des öffentlichen Raumes und den Wandel der Wohnregime. Dadurch geht es über die lokale Kasuistik hinaus und lädt ein zum Vergleich mit Studien aus anderen postkommunistischen Ländern wie auch aus Westeuropa. Zugleich hätte dem Band eine festere redaktionelle Verankerung gutgetan, eine abschließende Synthese, die die verschiedenen methodologischen Herangehensweisen expliziter aufeinander abgestimmt und explizit benannt hätte, wo das interdisziplinäre Experiment gelingt und wo sich die Linien verfehlen. Das Fragmentarische ist jedoch der Preis für den Mut, das Experimentierfeld zu öffnen, und besonders dafür, dass die besten Kapitel originelle und übertragbare Erkenntnisse beitragen.

„Die Stadt als Laboratorium des Wandels“ stellt einen anregenden Beitrag zur Stadtgeschichte Mitteleuropas dar. Bei aller Genrevielfalt zeigt er überzeugend, dass böhmische und mährische Städte in der Periode der Normalisierung und des Postsozialismus aktive Laboratorien waren, in denen sich neue Macht, neue Formen des Wohnens und auch neue Bedeutungen des öffentlichen Raumes herausbildeten. Das Buch wird für Historiker:innen, Soziolog:innen, Urbanist:innen und auch für Erinnerungsforscher:innen nutzbringend sein und obwohl es geduldige Leser:innen erfordert, belohnt es mit reichen Materialien und Fragen, die die Grenzen der Region überschreiten.

Košice

Martin Pekár

Beneš, Jan: Koldům Litvínov. Dům jako sociální zrcadlo [The Collective House Litvínov. The House as a social mirror].

Academia, Praha 2023, 269 pp., illustrations, ISBN 978-80-200-3471-7.

In this copiously illustrated tribute to the iconic Collective House (Koldům) in Litvínov, local journalist Jan Beneš provides readers with a welcome reflection on the lived experiences of the people who have resided in this modern housing block since its completion in the late 1950s. Using oral history methods and his skills in

locating the artifacts of everyday life in the building, Beneš addresses questions that previous more technical and specialist histories of the building have not fully answered. He focuses on what he describes as how people “actually lived” in the Collective House with its shared spaces, its lofty aspirations of a modern, comfortable life, and the many challenges of sustaining the community ethics embraced by the communal housing movement.

The book has seven chapters along with an introduction and additional visual material included in the closing pages. Beneš is an enthusiastic chronicler of the Collective House’s construction and the significant events in its history. He spoke with long-time residents as well as a young anthropologist who wrote about the building in her diploma project. For researchers who are already familiar with the building’s history and its origin in the years between the end of World War II and the start of Communist Party rule in Czechoslovakia, much of the book is a thorough retelling of a story previously told in my own book, *Manufacturing a Socialist Modernity: Housing in Czechoslovakia, 1945–1960* (2011, 2015 in Czech),¹ as well as in the excellent works by Hubert Guzik, *Čtyři cesty ke koldomu* (2014)² and the edited collection *Bydlet spolu* (2017)³ – both of which appear in the bibliography, whereas my contribution does not. Even so, there is value for scholars and casual readers in bringing together recent interviews with current and former residents, unpublished personal photographs, and ephemera like newspaper articles that highlight how many of the building’s spaces are known only from period photographs and construction documents.

In the introduction, Beneš provides brief vignettes of iconic examples of the international collective house movement, such as Le Corbusier’s Unité d’Habitation in Marseille, France, and the Marieberg Collective House in Stockholm, Sweden. Chapter one tells the history of the competition leading to the building of the Collective House in Litvínov and the progress of its construction. For general readers, this chapter may be a first introduction to the intricacies of the project brief, the origin of the building in the aftermath of German wartime occupation, and the architects Václav Hlinský and Evžen Linhart. The chapter includes a detailed chronological look at how the project came to be in the context of German and then Czech interest in increasing the industrial labour force in the area around Litvínov, which the Nazi Party had controlled during the war. Among the highlights of this chapter are rare photographs of local events from the late 1940s as well as images of the construction process of the west wing, completed in 1953 with a steel structure, and the east wing, built later with a reinforced concrete frame and opened in 1958.

¹ *Zarecor*, Kimberly Elman: *Manufacturing a Socialist Modernity. Housing in Czechoslovakia, 1945–1960*. Pittsburgh 2011; *Zarecorová*, Kimberly Elman: *Utváření socialistické modernity. Bydlení v Československu v letech 1945–1960*. Prague 2015.

² *Guzik*, Hubert: *Čtyři cesty ke koldomu. Kolektivní bydlení – utopie české architektury 1900–1989* [Four Paths to the Koldům. Collective Housing – The Utopia of Czech Architecture 1900–1989]. Prague 2014.

³ *Guzik*, Hubert: *Bydlet spolu. Kolektivní domy v českých zemích a Evropě ve 20. století* [To live together. Collective Houses in the Czech Lands and Europe in the 20th Century]. Prague 2017.

Chapter two offers insights into how people perceived their new surroundings after moving into the Collective House. Beneš collected testimonials from his own interviews and other printed sources, which portray a modern building that offered amenities like central heating, hot water, a school and nursery, a restaurant, a hair-dresser, and a small grocery. These facilities significantly improved everyday life for the families selected for the new apartments, often members of the Communist Party or important employees at the local industrial sites. The chapter includes amusing stories about the still-rural habits of some new occupants, including one older man who grew potatoes in dirt in the second room of his apartment, and others who kept animals on their balconies. Many children lived in the building, and in the 1960s new amenities like gymnasium spaces were added in the basements to provide activities and reduce the number of children roaming unsupervised in the hallways. Beneš includes photographs of folk dances and holiday festivals that took place regularly, supported by recollections from residents about happy memories at the Collective House. Less well-known shared spaces are featured as well, such as the gymnasiums, the nursery, social spaces where men's and women's clubs met, and the roof terraces. Daily life was not always easy in such close quarters, of course, and the amenities could be disappointing. Among the constant complaints were the unreliability of the elevators (which were often out of service) and the quality and variety of food at the restaurant, which was designed to serve only the residents during the daytime before becoming a public restaurant with a popular dance floor in the evenings.

Much of the attention in chapter three focuses on the pool that opened in 1959, around the same time as the east wing, and other recreational opportunities for residents. Chapter four is primarily a recounting of a survey taken at the Collective House in 1973 about resident satisfaction with the building. Besides asking tenants what their major complaints were, it enquired about cleanliness, cost and quality of the food at the grocery and restaurant, and usage patterns for amenities like the roof terrace. The results of the survey were mixed (and Beneš includes much of the data), but the responses reveal a general satisfaction with most aspects of life in the building. During the period of normalization, efforts were made to better record residents' complaints and create more social activities. The government also tried to present the Collective House in Litvínov as evidence of the Communist Party's successes. The 1980s brought tragedy to the building when the central section, which had housed the restaurant, grocery, schools, and a dormitory burned down, killing a 45-year-old woman. Beneš writes that losing so much of the shared infrastructure for the community meant the end of the Collective House as envisioned by Hilský and Linhart.

Chapter five, the longest in the book, brings the story into the present day in a way that previous studies have not done, and offers the newest material for researchers and the interested public. In this section, Beneš uses his journalistic skills to bring the post-socialist decades into vivid view, with many photographs and anecdotes from residents. The building needed significant renovation by this time, as the Communist government had not invested in maintenance over the decades. Beneš uses the narrative framework of the "wild 1990s" to describe the piecemeal attempts

to address some of the most urgent needs in the years after the end of the Communist rule. A major rehabilitation project finally kicked off in 1997 and ended up taking ten years through 2007 – much longer than anticipated. Beneš carefully follows the timelines of this reconstruction, using local media and interviews to follow the progress. Since then, residents have still found the need to advocate for more parking, less noise, and funding to continue making updates, including reinvesting in amenities that struggled financially starting in the 1990s. The apartments were privatized in the 2010s, and the services in the central building have been maintained by the local city government on a lease ending with the year 2025. The final pages of the chapter hold photographs of renovated apartments in the Collective House, showing how the interior of the building continues to change and become more modern and comfortable even though its facades have remained largely the same.

The final chapters six and seven provide biographical details about the people who spoke to the author for the book, several examples of how the Collective House features in literature, a timeline, and an extended interview with anthropology student Hana Glasser Daňková, who wrote about the building in her diploma project in 2014. This interview is the main content of chapter seven, focusing on Daňková's process for data collection, her approach to the topic as an anthropologist, and the interactions that she had with her informants, many of whom moved into the building in the 1950s and have not left. These chapters are followed by additional documentation on the building design, including an unbuilt version of the project by the same architects, as well as a collection of postcards featuring Collective House scenes.

This book is ambitious. The author creates a record of the building from its conception in the 1940s to its present state using documents, journals, mass media, and interviews to reconstruct its history. His passion for detailed research on the topic and a desire to highlight its largely successful conception and implementation are the strongest threads extending throughout the book. While much of the story in the early chapters is already known, Beneš weaves in new oral history material to offer fresh insights even to expert readers. As the building moves farther away from its original intent as a model for a new way of living, the uniqueness of the situation and the analytical potential are reduced. The overall effect is a deep microhistory of a single building, its fortunes and those of its residents, as told while the world transforms around them, especially after 1989. A more scholarly effort would have reduced some of the extra materials that pad the page count, but the photographs and recollections nevertheless add something new and important to the understanding of housing experiments and everyday life in postwar Czechoslovakia in their own right.

Ames/Iowa

Kimberly Elman Zarecor

Haničák, Ondřej et al.: Knížata z Lichtenštejna. Páni země opavské a krnovské – The Princes of Liechtenstein. Lords of the Land of Opava and Krnov.

Slezské zemské muzeum, Statutární město Opava, Opavská kulturní organizace, Opava 2024, 343 S., zahlreiche farb. und s/w Abb., ISBN 978-80-87789-97-1.

Zu Beginn der Frühen Neuzeit erlebten die zu den ältesten österreichischen Adelsfamilien zählenden Liechtenstein einen nachgerade kometenhaften Aufstieg. Die Wurzeln dieses Hauses reichen bis in das beginnende 12. Jahrhundert, als um 1136 mit Hugo von Liechtenstein erstmals ein Träger dieses Prädikats Erwähnung fand, der die gleichnamige, südlich von Wien gelegene Burg besaß. Aus Anlass der 410. Wiederkehr des Erwerbs des Herzogtums Troppau (Opava) durch Karl I. von Liechtenstein hat das Schlesische Landesmuseum Troppau den Liechtensteinern 2023/24 eine große kulturgeschichtliche Ausstellung gewidmet. Diese würdigte die historische Bedeutung der Familie Liechtenstein und die vielfältigen Impulse, die sie für die Entwicklung der Region in der Frühen Neuzeit gaben. Das Landesmuseum befindet sich auf dem Gelände des ehemaligen Schlosses der Liechtenstein, wo in den Jahren 1893-1895 nach Plänen zweier Wiener Architekten ein Kuppelbau im Stil der Neorenaissance errichtet wurde, in das das Museum einzog. Erfreulicherweise liegt ein umfangreicher Katalog zu der Ausstellung vor.

Der große Einfluss der Liechtenstein auf die Herzogtümer Troppau und Jägerndorf (Krnov) begann mit dem bereits erwähnten Karl I. (1569-1627). Er, dessen historische Bewertung bis heute schwankt, war bereits Ende des 16. Jahrhunderts gemeinsam mit seinen Brüdern zum Katholizismus konvertiert und stand in der Schlacht am Weißen Berg 1620 auf der Seite der Sieger. Bekanntlich erlitten die protestantischen böhmischen Stände hier im Kampf mit dem kaiserlich-habsburgischen Heer eine vernichtende Niederlage, deren weitreichende Folgen wie ein Trauma bis ins 20. Jahrhundert nachwirkten. Darüber hinaus saß Karl I. von Liechtenstein am 21. Juni 1621 jenem habsburgischen Tribunal vor, das auf dem Altstädter Ring in Prag das Todesurteil über 27 böhmische Adelige sprach und umgehend vollstrecken ließ. Sein Name steht unter dem Urteil, er leitete die mit der Konfiskation protestantischer Güter beauftragte Kommission und ihn ernannte Kaiser Ferdinand II. während der fortschreitenden Rekatholisierung zum böhmischen Vizekönig und zu seinem Statthalter.

Die Liechtenstein gehörten zu den katholischen Adelsgeschlechtern, die am stärksten von der Beschlagnahme protestantischer Güter profitierten. Ihnen, die bereits im 13. Jahrhundert unter dem böhmischen König Přemysl Ottokar II. (1233-1278) für treue Dienste erste Besitzungen in Mähren erhalten und ihren Güterbesitz nördlich und südlich der österreichisch-mährischen Grenze zielstrebig erweitert hatten, sollte im Zuge der großflächigen Konfiskationen bald ein Fünftel Mährens gehören. Schätzungen zufolge erwarben sie in den Jahren nach 1620 rund 40 Prozent ihres späteren Grundbesitzes. Hierzu zählten unter anderem die Herrschaften Goldenstein (Kolštejn, heute Branná), Eisenberg (Ruda), Ungarisch Ostra (Uherský Ostroh) und Mährisch Kromau (Moravský Krumlov). 1633 erhöhte Kaiser Ferdinand II. die mährischen Besitzungen zum ersten, freilich kurzlebigen Fürstentum Liechtenstein auf mährischem Boden. Erst 1712 erwarb dann Johann Adam von

Liechtenstein die verschuldeten Grafschaften Vaduz und Schellenberg, die 1719 zum Reichsfürstentum Liechtenstein wurden, das 1806 als souveräner Staat dem Rheinbund beitrug, während die eigentlichen Liechtenstein weiterhin in Wien und ihrem Hauptschloss Feldsberg (Valtice) residierten.

Zu den Besitzungen in Mährisch-Schlesien kamen mit Troppau und Jägerndorf im zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts zwei weitere hinzu. Das seit 1318 bestehende Herzogtum Troppau wurde 1377 in drei Teilfürstentümer aufgeteilt: Troppau, Jägerndorf und Leobschütz (tschech. Lubčice, poln. Głubczyce), deren Landesherren wiederholt wechselten. Durch die Belehnung mit den schlesischen Herzogtümern Troppau und Jägerndorf in den Jahren 1614 bzw. 1623 avancierten die Fürsten von Liechtenstein unter habsburgischer Oberhoheit zu Landesfürsten, was sie unter anderem zur Teilnahme an den schlesischen Fürstentagen legitimierte.¹ Diese Belehnungen bildeten einen Höhepunkt im Prozess des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Aufstieges der Liechtenstein.

Der hier anzuzeigende Katalog, an dem 22 tschechische und liechtensteinische Historiker mitgewirkt haben, spiegelt – überaus reich bebildert und zweisprachig tschechisch-englisch – das Thema in seiner ganzen Vielfalt. In einem ersten, kürzeren Teil stehen die Fürsten von Liechtenstein als Besitzer der Herzogtümer Troppau und Jägerndorf im Fokus, wobei der am Landesmuseum tätige Historiker und Museologe Ondřej Haničák einen an der internationalen Forschungsliteratur orientierten historischen Überblick bietet (S. 15–26). Mit Blick auf den Grunderwerb in Österreich-Schlesien verdient Beachtung, dass dessen Umfang lange Zeit auf dem Niveau des 17. und 18. Jahrhundert blieb. Erst der Erwerb der Grundherrschaft Bransdorf (Brantice) bei Freudenthal (Bruntál) machte die Liechtenstein zu den zweitgrößten Grundbesitzern im westlichen Teil Österreichisch-Schlesiens; vor ihnen standen nur die Bischöfe von Breslau (Wrocław). Troppau-Jägerndorf diente den Liechtenstein als eine der ökonomischen Basen des Adelshauses.

Den Hauptteil des Buches nimmt der eigentliche Katalog ein, der in neun Themenblöcke unterteilt ist. Am Beginn steht eine Porträtgalerie von 13 Fürsten von Liechtenstein von Karl I. von Liechtenstein bis zu Franz I. von Liechtenstein (1853–1938), der von 1929 bis zu seinem Tode als Herzog von Troppau und Jägerndorf regierte. Dem folgt ein Kapitel über die Troppauer und Jägerndorfer Herzöge, ausgehend von den abgebildeten Belehnungsurkunden durch Kaiser Matthias 1614 und seinen Nachfolger Ferdinand II. im Jahr 1623. Hier werden wegweisende Dokumente vorgestellt: Gemälde, Veduten sowie zeitgenössisches Kartenmaterial zu den beiden neuen liechtensteinischen Besitzungen Troppau und Jägerndorf. Die folgenden Themenblöcke zeigen dann, wie die Landesverwaltung der beiden Herzogtümer praktisch funktionierte, welche Regalien und distinktiven Symbole den Glanz der kaiserlichen Majestätsbriefe für die neuen Landesherren verbreiteten und wie die Rekatholisierung und die Entfaltung der Barockkultur voranschritten, wobei sie tatkräftige Unterstützung von Jesuiten und Minoriten sowie dem Wallfahrtswesen erhielten.

¹ Zum Kontext noch immer maßgeblich *Petry*, Ludwig/*Menzel*, Josef Joachim/*Irgang*, Winfried: *Geschichte Schlesiens*, 2 Bde. Stuttgart ²1988.

Berücksichtigung findet auch das umfangreiche fürstliche Mäzenatentum und seine Reflektion in der Stadt- und Landschaftsgestaltung, der Wirtschaft sowie dem Gesundheitswesen. Nachvollzogen werden zudem Heiratsstrategien und Familienbindungen der Fürsten von Liechtenstein innerhalb des Hochadels (u. a. zu den Familien Eggenberg, Harrach und Fürstenberg-Weitra), militärische Karrieren einzelner Repräsentanten des Fürstenhauses wie etwa Josef Wenzels von Liechtenstein (1660-1738) im Österreichischen Erbfolgekrieg sowie im Kampf gegen die Türken oder des Fürsten Moritz von Liechtenstein (1764-1816), der den Rang eines k. k. Generalfeldmarschalls einnahm. Schließlich erfahren auch die wirtschaftlichen Aktivitäten der Liechtenstein in Schlesien und Nordmähren eine gründliche Betrachtung, wobei vor allem Forstwirtschaft und Hüttenwesen dominierten. Der Appendix enthält die Edition eines aufschlussreichen Dokuments, das den Verlauf der Huldigung Karl Eusebius von Liechtensteins im Jahr 1632 durch die schlesischen Stände genau beschreibt. Damit gewährt es Einblicke in damalige rituelle Handlungen (S. 312-320).

Eine so ausgewogene historische Darstellung, wie sie die Ausstellung und der Katalog vorlegen, wäre vor anderthalb Jahrzehnten wohl kaum denkbar gewesen. Als ein positives Zeichen ist es auch zu werten, dass Vertreter des heutigen Hauses Liechtenstein bei der Ausstellungseröffnung zugegen waren, schließlich waren die Beziehungen lange Zeit angespannt – und das aus historischen Gründen. Die Erste Tschechoslowakischen Republik führte nach 1918 eine Bodenreform unter dem Motto „Tschechischer Boden in tschechische Hände“ durch, die sich gegen den katholischen Adel und hier insbesondere gegen dessen „landfremden“ Teil mit den Liechtenstein an der Spitze richtete. Dieser sollte büßen: für die Niederlage der protestantischen Stände in der Schlacht am Weißen Berg 1620, die sich anschließende Rekatholisierung der böhmischen Länder und die Unterdrückung der tschechischen Sprache. Der Weiße Berg wurde mythologisiert, die Frage der Wiedergutmachung nach dem Zweiten Weltkrieg noch einmal aktualisiert, die Beneš-Dekrete und die zweite Bodenreform waren auch vom Motiv der Rache getragen. Vom Besitz der Liechtenstein wurde ein Teil konfisziert, der rund zehnmal größer war als das heutige Fürstentum.

Zwar haben die Tschechische Republik und das Fürstentum Liechtenstein 2009 diplomatische Beziehungen aufgenommen, die Diskussion über die entschädigungslose Enteignung geht aber weiter. Seit anderthalb Jahrzehnten bemüht sich eine bilaterale Historikerkommission darum, auf beiden Seiten das Verständnis für die gemeinsame Geschichte zu fördern und damit Grundlagen für die zukünftige Zusammenarbeit zu schaffen.² Der Ausstellungskatalog ergänzt diese Bemühungen am

² Vgl. hierzu die Internetseite der Kommission: <https://www.flcz-historikerkommission.com> (letzter Zugriff 29.8.2025). – Wichtig ist auch die zweibändige Ausgabe von Dokumenten zur liechtensteinischen Frage im Kontext der beiden tschechischen Bodenreformen: *Trauttmansdorff, Ferdinand/Horák, Ondřej* (Hgg.): *Lichtenštejnové v Československu a jejich právní postavení (1918-1938). Edice posudků a memorandum/Die Liechtenstein in der Tschechoslowakei und ihr rechtlicher Status (1918-1938). Edition von Gutachten und Memoranden.* Praha 2024, sowie *dies.*: *Lichtenštejnové v Československu a jejich právní postavení (1945-1949). Edice posudků a dokumentů/Die Liechtenstein in der Tschechoslowakei und ihr rechtlicher Status (1945-1949). Edition von Gutachten und Dokumenten.* Praha 2025.

Beispiel der mährisch-schlesischen Besitzungen dieses Adelshauses in wertvoller Weise, werden doch neue Einblicke in bisher eher vernachlässigte Aspekte geboten.

Leipzig

Thomas Krzenck

Hasilová, Helena: Žofie Bavorská. Rodinná korespondence z let 1422-1427 – Sophie von Bayern. Familienkorrespondenz 1422-1427.

Nakladatelství Karolinum, Praha 2024, 308 S., 16 s/w Abb., ISBN 978-80-246-5268-9.

Im Rahmen der Einzel- und Doppelporträts von sechs Gemahlinnen mehrheitlich luxemburgischer Regenten hat 2012 die tschechische Mediävistin Božena Kopiczková ein kurzes Lebensbild der beiden Gemahlinnen des böhmischen und römisch-deutschen Königs Wenzel IV. (1361-1419) gezeichnet.¹ Kopiczková war es auch, die eine Einzelbiografie der zweiten Gemahlin Wenzels IV. vorlegte und deren Leben und Wirken im Spannungsfeld von (utraquistischem) Kelch und (katholischem) Kreuz beschrieb.² Nach dem plötzlichen und von Legenden umrankten Tod der ersten Gemahlin Wenzels IV., Johanna von Straubing (1362-1386), heiratete der 28-jährige Böhmenkönig, wiederum einer luxemburgisch-wittelsbachischen Vereinbarung zufolge, die 13-jährige Sophie, Tochter Herzog Johanns II. von Bayern-München, die ihren Gemahl um neun Jahre überleben sollte.

Im Gegensatz zu ihrer Vorgängerin und Verwandten Johanna hinterließ Sophie von Wittelsbach deutliche Spuren in der Geschichte. Sie gehörte beispielsweise zu jenen Angehörigen des Prager Hofes, die den Predigten des wortmächtigen Reformpredigers Jan Hus (um 1370-1415) in der Bethlehemskapelle gebannt lauschten. Noch aus dem Konstanzer Kerker dankte dieser dann seiner Königin für deren Unterstützung, was Sophie seitens der Konzilsväter scharfe Kritik einbrachte. Im Januar 1419 kapitulierte die „widerspenstige“ Königin mit einem Widerruf schließlich vor dem langen Arm Roms.

Als 1419 in Prag die hussitische Revolution ausbrach und Wenzel nicht einmal drei Wochen später verstarb (auch seine zweite Ehe blieb im Übrigen kinderlos) übernahm Sophie, die keine leichten Ehejahre mit ihrem mitunter wankelmütigen und zuweilen dem Alkohol verfallenden Gemahl hinter sich hatte, als Königinwitwe für wenige Monate die Regentschaft im von Aufruhr und Unruhen heimgesuchten Königreich Böhmen, ermächtigt vom designierten Thronprätendenten Sigismund von Luxemburg (1369-1437). Letzterer wies ihr bald darauf als neuen Aufenthaltsort und Witwensitz Preßburg zu, wo die „hussitische Königin“ bis zu ihrem Tode – halb in Isolationshaft, halb im Exil – lebte und in der Martinskirche ihre letzte Ruhestätte fand.

¹ Kopiczková, Božena: Královny Johana a Žofie [Die Königinnen Johanna und Sophie]. In: Šmahel, František/Bobková, Lenka (Hgg.): Lucemburkové. Česká koruna uprostřed Evropy [Die Luxemburger. Die böhmische Krone im Herzen Europas]. Praha 2012, 758-762. Dieser wichtige Titel fehlt in der Literaturübersicht bei Hasilová.

² Kopiczková, Božena: Česká královna Žofie. Ve znamení kalicha a kříže [Die böhmische Königin Sophie. Im Zeichen von Kelch und Kreuz]. Praha 2018. Vgl. hierzu meine Rezension in: Bohemia 59 (2019) 235-237.

Aus der Preßburger Zeit stammt ein Korpus von immerhin 21 im Bayerischen Hauptstaatsarchiv München, Geheimarchiv (der Wittelsbacher), Korrespondenzakten Nr. 543 aufbewahrten Briefen der Königin. Auf diesen Bestand machte bereits 1934 František M. Bartoš aufmerksam.³ Hieran anschließend hat wiederum Božena Kopiczková ihn im Kontext der Gesamtzahl der Briefe im Münchner Faszikel in Regesten erfasst,⁴ nachfolgend hat ihnen Daniela Dvořáková in das spannungsreiche Verhältnis zwischen Sigismund und Sophie eingeordnet und nochmals ausführlich in den Regesten dargestellt.⁵ Dieses Hintergrundwissen ist für die Einordnung der hier anzuzeigenden Untersuchung notwendig, die anlässlich des 600. Jahrestags des Todes von Wenzel IV. und des Ausbruchs der hussitischen Revolution erscheint. Die Autorin Helena Hasilová ist promovierte Bohemistin und Germanistin, hat wiederholt längere Studienaufenthalte in Deutschland absolviert und vornehmlich an didaktischen Lehrbüchern mitgewirkt. Sie widmet sich seit vielen Jahren insbesondere der Geschichte der deutschen Sprache und der Analyse mittelalterlicher deutscher Texte. Die vorliegende Publikation hat davon sehr profitiert, und das umso mehr, als Hasilová sich in ihrer Lehrtätigkeit immer wieder mit den Briefen Sophies von Wittelsbach befasst hat.

Die Arbeit gliedert sich in drei große Themenblöcke, wobei es sich für den deutschen Leser als vorteilhaft erweist, dass alle Kapitel zuerst in tschechischer Sprache erscheinen, nachfolgend in deutscher Übersetzung. In einer Einleitung stehen Grundlinien der Biografie Sophies von Wittelsbach sowie das Verhältnis zwischen der Königinwitwe und Sigismund von Luxemburg im Blickpunkt. Während Sophies Vita sich an der grundlegenden tschechischen Fachliteratur, namentlich an der Biografie von Božena Kopiczková orientiert, stammt die Betrachtung des Verhältnisses zwischen dem ungarischen, römisch-deutschen und böhmischen König sowie der Königinwitwe aus der Feder des an der Universität Aussig (Ústí nad Labem) tätigen Václav Drška, eher ein Spezialist für die Geschichte des Frankenreiches und Burgunds. In diesem Kontext muss vor allem auf die Studie der slowakischen Mediävistin Daniela Dvořáková verwiesen werden, die die einseitige Interpretation des Briefwechsels zwischen Sophie und ihren bayerischen Brüdern kritisch hinterfragt, mit den zeitgenössischen Schriftquellen aus Ungarn konfrontiert und dabei aufzeigt, dass sich Sigismund stets bemühte, Verantwortung für die böhmische Königin zu übernehmen. Die von Sophie wiederholt geführte Klage, Zahlungen Sigismunds an sie gingen stets verspätet ein, ist dabei der chronischen Finanznot des Luxemburgers geschuldet, die sich wie ein roter Faden durch dessen Herrschaft zieht.⁶

³ Vgl. Bartoš, František M.: Česká královna v husitské bouři [Eine Böhmenkönigin im Hussitensturm]. In: Jihočeský sborník historický 10 (1937) 15-30.

⁴ Kopiczková, Božena: Mnichovský fascikl č. 543. Korespondence královny Žofie z období března 1422 - prosinec 1427. Dodatky ke studii F. M. Bartoše [Das Münchner Faszikel Nr. 543. Die Korrespondenz der Königin Sophie aus dem Zeitraum März 1422 - Dezember 1427. Ergänzungen zur Studie von F. M. Bartoš]. In: Mediaevalia Historica Bohemica 8 (2001) 121-138.

⁵ Dvořáková, Daniela: Žofia Bavorská a Žigmund Luxemburský. K bratislavskému pobytu českej kráľovnej [Sophia von Bayern und Sigismund von Luxemburg. Zum Preßburger Aufenthalt der böhmischen Königin]. In: Studia Mediaevalia Bohemica 1 (2010) 3-42.

⁶ Vgl. hierzu jetzt aus ungarischer Perspektive Incze, János: „Our Lord the King Looks for

Den zweiten Themenblock des Buches nimmt die Edition ein (S. 70-135). Es handelt sich bei der ausschließlich in Mittelhochdeutsch verfassten Korrespondenz Sophies von Wittelsbach um 16 offizielle Briefe der Königinwitwe an ihre Brüder aus dem Zeitraum von März 1422 bis Dezember 1427 (in der Nummerierung ausgerichtet am Regestenverzeichnis von Dvořáková) sowie um fünf nichtoffizielle Schreiben auf der Grundlage eines im Prager Nationalarchiv aufbewahrten Faszikels. Alle Briefe werden wie folgt wiedergegeben: Regest, Edition des Originals in Mittelhochdeutsch, tschechische Übersetzung, Übertragung in modernes Deutsch.

Im dritten Themenblock geht es auf knapp 150 Seiten um die genaue philologische Analyse des Quellenkorpus, vornehmlich um Orthographie, Morphologie, Syntax und ähnliche Fragen. Bei der anschließenden Bildbeilage hat sich allerdings ein Fehler eingeschlichen. So handelt es sich bei der Doppelbüste in der Prager Theinkirche auf S. 283 nicht um Wenzel IV. und seine zweite Gemahlin, sondern vielmehr um die erste Gemahlin Johanna von Straubing! Die Doppelbüste entstand 1282 oder 1283 nach der Übersiedlung des Königspaares von der Prager Burg in die Altstädter Residenz im Haus Zur Steinernen Glocke, gleich neben dem Sakralbau, der seit dem 14. Jahrhundert eine der vier Hauptpfarrkirchen der Prager Altstadt bildete und mit der unmittelbaren königlichen Nachbarschaft an Prestige gewann.⁷ Eine zweifellos idealisierte Abbildung Sophies findet sich hingegen in der Initiale „U“, einer Illumination im Gebetsbuch Wenzels IV. aus der Zeit 1410-1419 (hier fol. 46r) oder in einer berühmten Miniatur in der so genannten Wenzelsbibel (fol. 2r).⁸

Ein Orts- und Namensregister sowie eine Literaturübersicht beenden den vorliegenden Band, der sich in erster Linie an Philologen richtet. Doch kann auch der Mediävist und an spätmittelalterlichen Korrespondenzen interessierte Leser hieraus Gewinn ziehen, zumal erstmals Sophies Briefe kritisch ediert vorliegen.

Leipzig

Thomas Krzenck

Money in Every Corner“. Sigismund of Luxembourg's Pledgings in Hungary. Köln 2024 (Beihefte zu J. F. Böhmer, Regesta Imperii 50).

⁷ Vgl. Kopiczková: Královny Johana a Žofie 758 (vgl. Anm. 1).

⁸ Ebenda. – Zur Darstellung Sophies in der Wenzelsbibel wiederum Appuhn, Horst: Wenzelsbibel. König Wenzels Prachthandschrift der deutschen Bibel. Harenberg, Dortmund 1990, Bd. 1, fol. 2r.

Schlarb, Patrick: *Bitterwasser aus Böhmen. Ein begehrtes, internationales Arzneimittel 1721-1850*.

Verlag für Geschichte und Kultur, Trier 2024, XVI und 454 S. (Geschichte & Kultur, Saarbrücker Reihe 7), ISBN 978-3-945768-38-9.

Mit der Arbeit über den Versand von Bitterwasser aus böhmischen Brunnen, einer leicht überarbeiteten Fassung seiner Dissertation von 2023 an der Universität des Saarlandes, legt Patrick Schlarb eine wirtschaftshistorische Studie zur Geschichte des Handels mit einem Arzneimittel vor, das, in einem lokal eng begrenzten Areal gewonnen, einst in weiten Teilen Europas verbreitet war. Im Mittelpunkt stehen dabei

die wirtschaftlichen Aktivitäten der als Händler agierenden Unternehmer. Der Autor berücksichtigt aber dabei auch durch die Akteure kaum oder gar nicht zu beeinflussende äußere Faktoren wie behördliche Vorgaben. Der Beginn des Untersuchungszeitraums wird markiert durch die erstmalige Verbringung böhmischen Bitterwassers als Arznei.

Beginnend mit einer Begriffsdefinition von „Heilwasser“ und „Mineralwasser“ zeigt der Autor, dass diese – hier ist bereits zwischen natürlich und künstlich zu unterscheiden – und andere Bezeichnungen für Wässer, die als Arzneimittel verwendet werden und solchen, die als Nahrungsmittel und Erfrischungsgetränke konsumiert werden, stets in ihrem historischen Kontext betrachtet werden müssen. Die Verwendung der Begriffe war nicht zuletzt von ökonomischen Überlegungen abhängig. Eine Vermarktung als Arzneimittel erlaubt höhere Preise, demgegenüber lässt ein Erfrischungsgetränk einen größeren Markt erwarten.

Das aus englischem Bitterwasser gewonnene Salz war, nebst künstlicher Varianten und Fälschungen, schon vor den 1720er Jahren international bekannt. Doch erst durch Verbindungen engagierter Ärzte mit dem Hochadel wurde bei Letztgenanntem das Wasser aus Sedlitz (Sedlec) beliebt – Purgativa waren wesentlicher Bestandteil humoralpathologischer Therapiekonzepte – und setzte der Versand ein. Allen voran ist hier Friedrich Hoffmann (1660-1742), zeitweise Leibarzt Friedrich I. (1657-1713), König in Preußen, zu nennen, der 1717 das Sedlitzer Bitterwasser kennenlernte und durch seine Schrift von 1725 dieses Arzneimittel in weiten Kreisen bekannt machte. Die Klassifizierung als Heilwasser lag in den Händen ärztlicher Gremien, etwa der Wiener oder Prager Universität.

Neben Sedlitz gewann vor allem der Bitterwasserversand aus Salditz (Zaječice) und Püllna (Bylani) internationale Bedeutung.

Nach dem Versuch einer Begriffsdefinition von Unternehmern und Unternehmen widmet sich der Autor im zweiten Teil seiner Studie den Akteuren des Bitterwasserversandes aus Böhmen. Diese entstammten gesellschaftlich höchst unterschiedlichen Schichten. Während Bauern, auf deren Grund sich die Brunnen befanden, im Handel mit Bitterwasser eher ein Zubrot sahen, wurden die Verleger – sie kauften die Wässer fassweise und hatten damit auch die Abfüllung in ihrer Hand – zu einer wichtigen Größe in diesem Geschäft. Es waren Kaufleute oder Apotheker und die anfänglich bedeutendsten hatten in Sachsen ihren Sitz, so Johann Georg Krüger, Besitzer der Dresdner Mohren-Apotheke. Daneben war mit den Kreuzherren mit dem roten Stern auch ein geistlicher Orden im Versandhandel aktiv. Aus den Kreisen des Hochadels entstammte schließlich mit der Familie von Lobkowitz, einer der ältesten und einflussreichsten Familien Böhmens, ein über lange Zeit sehr aktiver und erfolgreicher Marktteilnehmer. Sehr differenziert zeigten sich die Akteure auch in ihrem Gebaren. Während einzelne Versender das Geschäft äußerst aktiv und erfolgreich betrieben, bildete es etwa für die Kreuzherren ein Nebengeschäft. Die Familie von Lobkowitz war hingegen erst auf Anregung Dritter auf das ökonomische Potential aufmerksam geworden.

Vorgaben und Regulierungen durch die jeweilige Obrigkeit haben Handelsaktivitäten seit jeher begleitet. Der Autor zeigt beispielhaft, wie dies sowohl fördernd als auch hemmend wirken kann. So bevorzugten Privilegien bestimmte

Akteure. Die Verhängung von Einfuhrzöllen und die Gewährung von Exportsubventionen stärkten den Außenhandel, während strengere Qualitätsvorschriften den finanziellen Erfolg minderten. Durch ein gesetzliches Verbot des Versandes in Fässern, was hygienisch bedenklich sein konnte, und nicht zuletzt durch den Erwerb von Eigentumsrechten erlangte das Industrialamt des Fürsten Lobkowitz seine dominante Stellung im Bitterwasserhandel. Ebenso spielten Pachtverträge eine wichtige Rolle für die Erlangung von Rechten zum Handel mit Bitterwasser gegenüber Konkurrenten.

Das zentrale Kapitel der Studie beleuchtet mit der Preis-, Produkt- und Vertriebspolitik sowie der Werbung die Instrumente mit denen die Akteure des Versandhandels den Absatz ihrer Ware zu beeinflussen suchten.

Mit Hilfe zahlreicher Tabellen analysiert der Autor die Elemente der Preisfindung wie etwa die Gestehungs- und Versandkosten sowie beabsichtigte Gewinnmargen und die zugrundeliegenden Strategien. Dabei unterscheidet er für den Untersuchungszeitraum drei Perioden. So verfolgten etwa die Kreuzherren in den ersten Jahrzehnten eine sehr konstante Preispolitik, während Adalbert Ulbrich (1770-1848) ein Jahrhundert später durch aggressive Preisgestaltung seinen Konkurrenten arg zusetzte.

Generell unterscheiden sich konkrete Inhalte von Begriffen in Abhängigkeit von der jeweiligen Perspektive, so etwa die Definitionen eines Produktes von juristischem zu wirtschaftswissenschaftlichem Hintergrund. Daher konzentriert sich der Autor bei einer Ware, die, aus natürlichen Quellen stammend und keiner Manipulation durch Produzenten unterworfen ist, auf Aspekte der sichtbaren Erscheinung. Was in diesem Falle Gefäße und deren Verschlüsse sowie aufgebrauchte Bezeichnungen bedeutet. Prinzipiell war ein Versand in Glas- oder Steingutflaschen möglich, wobei Empfehlungen von ärztlicher Seite eine wichtige Rolle spielten. Für das böhmische Bitterwasser wurde die Vierkantflasche aus Keramik zum Markenzeichen. Erst zur Mitte des 19. Jahrhunderts konnte sich der deutlich günstigere Korkstopfen gegen den ursprünglich verwendeten Zinnschraubverschluss endgültig durchsetzen. Ebenso erfolgte erst allmählich eine Differenzierung, was aber nicht bedeutet Standardisierung, der Flaschengrößen. Zwar war in die Flaschen aus Sedlitz schon früh der Orden der Kreuzherren eingeprägt, doch erst als Verleger tätige Apotheker verwandten eine Kennzeichnung als Produktmarke. Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts führte das Industrialamt Etiketten als Markenkennzeichen ein.

Differenzen stellt die Studie auch bei der Reklame fest. So übten sich die Kreuzherren im Hinblick auf das Sedlitzer Bitterwasser in Zurückhaltung, wobei zahlreiche medizinische Publikationen ein entsprechendes Engagement überflüssig zu machen schienen. In der Folge versuchten Mitbewerber, auch unter Zuhilfenahme von Fälschungen, sich diese Reputation für ihr Produkt zunutze zu machen. Primärer Adressat der Werbung war die Ärzteschaft. In Fachzeitschriften veröffentlichte Anzeigen und später auch kostenlose Muster sollten die Empfehlungen und Verschreibungen fördern.

Der Autor arbeitet die Unterschiede zwischen den Akteuren des Versandgeschäftes und den Eigentümern der Brunnen auch mit Blick auf die Vertriebsaktivitäten heraus. Zeichneten sich die Kreuzherren wiederum durch Passivität aus, er-

langte das Haus Lobkowitz mehr als zwei Drittel des Exports böhmischen Bitterwassers. Dieser Erfolg beruhte nicht zuletzt auf den Handelsbeziehungen nach Leipzig und Dresden. Ein weitverzweigtes Vertriebsnetz war auch für die Verbreitung des Püllnaer Bitterwassers durch Ulbrich wesentlich.

Kurz umrissen werden auch die Auswirkungen, die externe Ereignisse auf die Produktion und den Vertrieb von Bitterwasser hatten. Während kriegerische Auseinandersetzungen nur geringen Einfluss hatten, führten Naturkatastrophen, hier der Ausbruch des Tambora 1815, zu deutlichen Einbrüchen.

Ein separates Kapitel – aufgrund inhaltlicher Nähe wäre ein Anhang zum Abschnitt über die Produktpolitik vorteilhafter – ist den Steinzeugflaschen in ihrer Verwendung als Versandgefäß gewidmet. Deren Gestehungskonditionen, Preis und Qualität, waren für die erzielbaren Gewinne ein wesentlicher Faktor. Dabei gelang es dem Lobkowitzschen Industrialamt eine heimische Produktion zu initialisieren.

In einem Anhang wird die Studie durch tabellarische Übersichten, zahlreiche Abbildungen von Siegeln und Marken an den Bitterwasserflaschen sowie eine Liste der Versandakteure ergänzt. Hier bzw. im Personenverzeichnis wären biografische Basisdaten hilfreich, soweit sich diese freilich überhaupt ermitteln lassen. Ein Glossar hilft zum Verständnis heute nicht geläufiger Bezeichnungen.

Die vor allem hinsichtlich der Aktivitäten einzelner Akteure sehr detailreiche Studie kann nicht nur Wirtschaftshistorikern sondern auch mit der Geschichte der Heilwässer Befassten wie Pharmazie- und Medizinhistorikern, zudem allen, die an der reichen Tradition Böhmens hinsichtlich des Einsatzes von Wasser zu Heilzwecken interessiert sind, empfohlen werden.

Siegen

Achim Klosa

Voderholzer, Rudolf: Krippenschauen. Eine kleine Hinführung zum Christentum.

Schnell & Steiner, Regensburg 2025, 174 S., ISBN 978-3-7954-3998-9.

Reich bebildert ist der Band des Theologen Rudolf Voderholzer, der die religiöse, besser gesagt heilsgeschichtliche „Materialität“ von Krippen ins Blickfeld rückt. Aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet der Regensburger Bischof die Kultur des Baus und Zeigens von Krippen als „religiöse Alltagskultur“ und analysiert diese theologisch wie historisch.

Vorab ein Blick in die Krippengeschichte: Als Ausgangspunkt und wegbereitend für die Entstehung von Krippendarstellungen gelten die bilderfreundlichen Aussagen des Konzils von Trient (S. 14), eine Auffassung, die sich auch der Reformorden der Societas Jesu zu eigen machte. Darauf aufbauend haben ganz prominent Jesuiten den weihnachtlichen Bildraum der Krippe ab dem 16. Jahrhundert gefördert; diese Tradition setzte sich bis zu Papst Franziskus fort. Seit dem 18. Jahrhundert kann zudem eine gewisse „Privatisierung“ der Weihnachtskrippen festgestellt werden, hinein in die eigenen vier Wände. Heute erfreuen sich Krippenvereine einer großen Beliebtheit und Krippen sind zur Weihnachtszeit stark präsent (und im öffentlichen Raum auch teilweise umstritten). Die Wissenschaft widmet sich diesem Phänomen eher am Rande.

In mehreren Kapiteln, die diesen einführenden Bemerkungen folgen, nähert sich der Autor unter verschiedenen Gesichtspunkten der ihm wichtigen Krippenkultur. Nach dem allgemeinen geschichtlichen Abriss folgt die konzise Analyse eines „orientalisierenden Moments“, das speziell im 19. Jahrhundert festgestellt werden kann. Die Spannung zwischen historisierenden und je auf Situation und Umfeld aktualisierenden Krippendarstellungen (vgl. Schneekrippe, S. 22) zeigt der Autor am Beispiel des aus Reichenberg/Liberec stammenden Schriftstellers Otfried Preußlers (1923-2013) auf. Dabei hätte er m.E. etwas ausführlicher werden können: Die Beispiele aus Preußlers „Der Engel mit der Pudelmütze“ (1985) und „Die Flucht nach Ägypten“ (1978) machen jedenfalls Lust auf mehr.

Voderholzer analysiert gekonnt ganz unterschiedliche Aspekte von Krippeninszenierungen. Dabei liegen ihm Typos-Antitypos-Analogien aus Altem und Neuem Testament besonders am Herzen – hier verbindet und verknüpft der Autor Motive aus beiden Testamenten. So skizziert Voderholzer die oftmals so ausgefertigten Krippenruinen in Anlehnung an Amos 9 und die verfallene Hütte als ruinöses Haus Davids, das es wieder aufzurichten gilt (S. 35 f.).

In einem weiteren Kapitel fällt der Blick auf Krippenfiguren. Simultane sind von sukzessiv konzipierten Krippen zu unterscheiden, in denen das Jesuskind erst zeitlich später, also am 24. Dezember, in die Krippe eingefügt wird (S. 54, „römischer Brauch“). Nach Beda Venerabilis (Ende 7. Jh./Anfang 8. Jh.) können die in der Krippe oft vertretenen Könige für die drei damals bekannten Kontinente, aber auch für die Lebensalter stehen (S. 48 f.). Schon vor der Materialität von Krippendarstellungen (erstmalig durch den Hl. Franziskus in den 1220er Jahren), gab es reichhaltige theologische Spekulation zum biblisch erzeugten Bildraum rund um die Inkarnation.

Dass die Krippen dazu schöpfungs- und erlösungstheologische Zugänge integrieren, zeigen die nachfolgenden Textteile. So weist Voderholzer darauf hin, dass sich mancherorts das gebundene Lamm in Krippenarrangements findet, das als Geschenk der Hirten zugleich auf das Ende des irdischen Lebens Jesu, nämlich das Kreuzesopfer, verweist (S. 67, nochmals S. 167-173, also am Ende des Werkes, wo Passionskrippen zur Sprache kommen).

Nach allgemeinen historischen und stärker theologischen Bezügen nimmt sich das Buch in der Folge exemplarisch und konkret spezifischen Krippen an, darunter den so genannten „Sudetendeutschen Fluchtkrippen“ (S. 85-91). Bei Abtransport und Sicherung der Figuren haben Menschen wie der Pfarrer Josef Kindermann in der Zeit von 1945-1947 enormes Risiko in Kauf genommen. Damit haben sie dazu beigetragen, die einzigartige Krippenkunst aus Böhmen, Mähren sowie Schlesien zu erhalten (zur Literatur S. 91). Ebenso faszinierend sind die gezeigten Beispiele aus Krakau, Marktrewitz und Plössberg.

Mit der Weihnachtsfeier des Franz von Assisi in Greccio von 1223 und der Italienreise von Johann Wolfgang von Goethe 1786-1788 kommen im Buch historische Stationen im Bereich der Krippenkunst ins Spiel. In die wiederum vorbildlich abgelichteten Krippendarstellungen von Eginow Weinert sowie Sabine Ackstaller (äußerst innovativ und eingängig!, S. 154-156) und Andreas Prucker eingerahmt findet sich ein Kapitel zu unterschiedlichen Ausgestaltungen und Materialien der

Krippenkunst. Dabei werden die Christbaumkugeln der Firma Alessi ebenso ins Bild gebracht (S. 146) wie die Playmobil-Krippenvariante, die sich in vielen Haushalten findet (S. 151). Alles das und noch mehr ist in Regensburg gesammelt. Thematisch schliesst der Band, wie schon angedeutet, mit einer „Passionskrippendarstellung“. Mit ihr ist ein eindrücklicher heilsgeschichtlicher Bogen des Schauens und einer ganzheitlichen christlichen „Demonstrativität“ gespannt.

Einem breiten Publikum präsentiert der Band somit in Wort und Bild in angenehmen Portionen historische und zeitgenössische Krippen aus aller Welt. Es ist ein Vergnügen, im Band zu blättern, sich Details zu erschließen und den gelegten historiografischen Spuren zu folgen. Autor und Verlag ist eine weite Verbreitung dieses Krippen-Opus zu wünschen. Die Bildlegenden auf S. 167 und S. 82 sind nicht optimal gelungen. Vielleicht könnte man andenken, das Niedergelegte in gestraffter Form (als „paper“) in englischer Sprache und open-access zu publizieren, denn die Krippenkunst als „gefrorenes Theater“ (S. 121, unter Zitation von Rudolf Berliner, S. 19) ist keineswegs auf den deutschen Raum beschränkt (vgl. nur S. 136/137 mit Beispielen aus Tansania und Mexiko) und wohl weit über ihn hinaus von immenser Relevanz in der früher durchaus pejorativ so bezeichneten „Volksfrömmigkeit“.

Luzern

David Neuhold